



Das Waldviertel

6. Jahrg.

1. Dezember 1933

Folge 8

„Das Waldviertel“ 1933.

Vom Verlag.

In den sechs Jahren ihres Bestandes hat die Zeitschrift eine Entwicklung durchgemacht, die ihr niemand vorausgesagt hätte. Aus kleinen Anfängen hat sie, stetig wachsend, einen Umfang von 32 Seiten erreicht und ist trotz alledem bei einer gediegenen, liebenswerten Ausstattung beim Jahresbezugspreis von S 3.50 verblieben, der recht mäßig ist, im Vergleich zu dem Gebotenen. Die zahlreichen Bezieher wissen das liebevoll zu schätzen, und die vielen schriftlichen und mündlichen Lobesäußerungen, die dem Verlage heuer besonders zahlreich zugekommen sind, sprechen deutlich von der treuen Anhänglichkeit und Anerkennung der Leserschaft zu und für die grüne Heimatzeitschrift. Wenn im Jahresaufsatz 1932 betont wurde, daß die Zeitschrift überall im Waldviertel, wo warme Liebe zur Heimat lebt, zu finden ist, so ist das heuer noch viel mehr der Fall. Viele Bezieher sind unter den Waldviertlern in Wien, und wie uns ein solcher mitteilte, hat er nach einem Erscheinungstage „Das Waldviertel“ einmal in den Händen eines Straßenbahnfahrergastes und das zweitemal bei einem Sperrschaffner der Stadtbahn gesehen. Unverhoffte, liebe Heimatgrüße!

Ueber den Inhalt des ablaufenden Jahrganges wäre zu sagen, daß die Schriftleitung bestrebt gewesen ist, in jeder einzelnen Folge möglichst Aufsätze aus allen Teilen des Waldviertels zu bringen, damit der Leser immer auch Interessantes aus seiner näheren Heimat lesen konnte. Die Reichhaltigkeit der Inhaltsangabe auf der letzten Seite dieses Heftes, die außerordentlich groß ist, liefert einen klaren Beweis davon.

Die Grasel-Fortsetzungen, von denen noch einige 1934 erscheinen, da der Verfasser, Universitätsprofessor Dr. Robert Bartsch, seinem Werke zwei neue Kapitel anfügte, die nun in der Zeitschrift erstmalig gedruckt und sicherlich großes Interesse finden werden, haben ganz hervorragend dazu beigetragen, den Inhalt zu beleben und anregend zu gestalten.

Die Heimatsforschung, die im Waldviertel von jeher rege betrieben wurde, empfängt durch die Zeitschrift dauernden Ansporn. Es wird nun gerne und eifrig allerorten geforscht und gefragt und viel neues Wissen um die Vergangenheit erfahren. Mit Freude kann die Schriftleitung feststellen, daß sich immer neue Kräfte dem Dienst an der Heimat widmen, selbständig schaffend und verständnisvoll zusammenarbeitend.

Der schönste Erfolg und das alleinige Verdienst der Zeitschrift sind jedoch die Weckung der Anteilnahme der heimatlichen Bevölkerung und Öffentlichkeit und der tätigen Mitwirkung an allen Bestrebungen der Heimatsforschung, die nun ohne dem

bislang jede Arbeit so erschwerenden Mißtrauen und der Gleichgültigkeit volle Förderung ihrer Absichten genießt.

Für das Jahr 1934 erbittet der Verlag wieder die treue Gefolgschaft seiner Bezieher, denen er allen aufrichtig frohe Weihnachtstage und „viel Glück im neuen Jahr“ wünscht.

Sitten und Gebräuche innerhalb eines Jahres im oberen Waldviertel.

Von Josef B a b e l, Groß-Pertholz.

Das N e u e J a h r wird so wie andere hohe Feste (Ostern, Weihnachten usw.) von den Burschen eingeschossen. Hierzu werden häufig alte Baumstöße mit Pulver geladen und dann entzündet. Auch Gewehre, des öfteren sogar noch Borderlader, werden in dieser Nacht losgefeuert. Allgemein ist noch die Sitte, sich gegenseitig zum Jahreswechsel Glück zu wünschen. Allerlei Aberglauben ist mit diesem Tag verbunden. So ist es z. B. durchaus nicht gleich, wem man zuerst „Ein glückliches Neujahr!“ wünscht. Junge Burschen sehen es als glücklich an, wenn sie einem jungen Mädchen zuerst die Hand drücken können, bei Mädchen ist es umgekehrt. Wenn eine verheiratete Frau zuerst einen alten Mann begrüßen kann, so ist dies gleichfalls ein gutes Vorzeichen. Eine allbekannte Meinung besagt ferner, daß das, was man am Neujahrstag tut, das ganze Jahr hindurch oft getan wird.

Am D r e i k ö n i g t a g wird vom Hausherrn oder vom jeweiligen Familienhaupte die Eingangstür mit den Anfangsbuchstaben der heiligen drei Könige nebst Jahreszahl (19 † K † M † B 34) und drei Kreuzen (meist mit Kreide angeschrieben) versehen. Dadurch soll der Schutz des Hauses durch die heiligen drei Könige erbeten werden. Ein anderer Brauch ist es, abends nach dem Nachtmahle etwas Milchsuppe in der gemeinsamen Schüssel zurückgelassen als Wegzehrung für die heiligen drei Könige. Die Löffel werden am oberen Rand der Schüssel so aufgelegt, daß sie waagrecht liegen. Wessen Löffel nun am nächsten Morgen in die Schüssel gefallen, der hat im laufenden Jahre etwas Unangenehmes zu erwarten. In dieser Zeit erscheinen auch Sternsinger, doch ist dieser Brauch fast ganz verschwunden. Bei einigen Bauern ist es auch heute noch Brauch, am Vortage vor dem Dreikönigsfeste die Tenne reinzufahren, bei anderen wird im Kreis ausgekehrt; in beiden Fällen für die heiligen drei Könige zum Tanz bestimmt.

Der L i c h t m e ß t a g bringt die Weihe der Kerzen, darunter auch der sogenannten Wetter- oder Florianikerze. Diese Kerze wird bei starken Gewittern angezündet, während die übrigen Lichter verlöscht werden.

Der F a s c h i n g gilt als die lustigste Zeit des Jahres. In ihm findet in einzelnen Häusern der sogenannte Rodatanz statt. Dort trifft sich die nächste Nachbarschaft, hauptsächlich die ledigen Personen, um dem Tanz zu huldigen. Meist wird die Musik von einem Maurerklavier (Ziehharmonika) gestellt, seltener sind zwei bis drei Instrumente, etwa Violine und Gitarre, vorhanden. Zwischen den einzelnen Tänzen erfolgt hie und da auch ein kleines Spiel und meistens auch der Polstertanz. Den Höhepunkt des Faschings bildet zumeist der Faschingszug. In diesem Zuge erscheint gewöhnlich Prinz Karneval samt Gefolge und den Wursteln. Es ist oft staunenswert, was bei einem solchen Faschingszug zu sehen ist. Leider ist es die Wirtschaftskrise, die solchem Tun und Treiben, obwohl das ganze ziemlich harmlos ist, Schranken setzt, wenn nicht überhaupt ganz einstellt.

Der A s c h e r m i t t w o c h bringt meistens einen Heringsschmaus.

Am P a l m s o n n t a g trägt die bäuerliche Bevölkerung den „Palmbesen“ zur Weihe in die Kirche. Nach der Weihe desselben werden die einzelnen Zweige in der Wohnung aufgesteckt und auch in Stall, Scheune und Acker aufgesteckt zum Schutze gegen Hagel, Blitzschlag und anderen Schaden. Das Verschließen von drei Palmfächchen soll Halskrankheiten bannen.

Am G r ü n d o n n e r s t a g fliegen die Glocken nach Rom. Das Waschen des Kopfes während des Gloriantens soll gegen Kopfleiden jeder Art sein.

Die von den Hühnern am Gründonnerstag gelegten Eier, Antlaßeier genannt, werden am Ostersonntag mit Brot und Fleisch zur Kirche gebracht, um geweiht zu werden. Die Antlaßeier werden als Schutzmittel gegen das Verirren angewendet. Derjenige, der die Hälfte oder auch nur einen Teil eines Eies gegessen hat, braucht, falls er sich etwa irgendwo verirrt haben sollte, nur an denjenigen denken, mit dem er das Ei teilte, um sodann den richtigen Weg zu finden. Dieser Brauch mag vielleicht aus der Zeit herrühren, da unsere Heimat noch dichter, unwegsamer Urwald bedeckte.

Am **Karfreitag**, dem Todestag des Herrn, meidet das Volk jede größere, geräuschvolle Arbeit. Auch die Bäuerin verkauft in den letzten drei Tagen weder Milch noch Eier.



Ostern.

Vom Gloria des Gründonnerstag bis zum selben des Karstamstags gehen in Ermangelung des Glockengeläutes die „Ratscherbuben“ und geben durch das Ratschen die einzelnen Tageszeiten usw. an. Hierbei bedienen sie sich, der jeweiligen Tageszeit entsprechend, folgender Sprüche:

Wir ratschen, wir ratschen den Englischen Gruß,
Den jeder katholische Christ beten muß,
Joacha(Zeichen)läuten ist es.

oder

Elfe ist es.

oder

Zwölfe ist es.

Um 6 Uhr früh und 7 Uhr abends, zur Zeit des sonstigen Gebetläutens, ist folgender Spruch:

Wir ratschen, wir ratschen den Englischen Gruß,
Den jeder katholische Christ beten muß,
Fallt nieder, fällt nieder auf eure Knie
Und bet'ts ein Vaterunser und Ave Marie.

In manchen Orten wird während der drei Kartage sogar das Schlagwerk der Turmuhr ausgehängt.

Am Karstamstag ist folgender Spruch:

Wir ratschen, wir ratschen zur Bumpermetten,
Weiber, stehts auf und bacht's Osterfleden!

Am **Karstamstag** findet in der Kirche die Weihe des Feuers statt. Nach Beendigung der kirchlichen Zeremonie brennt man das mitgebrachte Weihholz an dem Feuer in der Kirche an. Das angebrannte Holz wird mit den am Grün-

donnerstag geweihten Palmen in die Felder gesteckt zur Abwendung von Elementarschäden. Das gleichfalls an diesem Tage geweihte Taufwasser wird in ein mitgebrachtes Fläschchen eingefüllt und zu Hause zur Füllung der Weihbrunnen verwendet. An diesem Tage wird auch, wie schon vorerwähnt, Fleisch, Brot und Eier geweiht.

Das Eierpecken ist ein an diesem Tage von den Kindern gerne geübter Brauch. Gleichfalls an diesem Tage erhalten die Firmlinge von den Gödn und Godln (Paten) das „Rote Ei“, worunter öfters eine größere Gabe, wie Geld, Kleider nebst roten Eiern zu verstehen ist. Mancher wohlhabende Bauer setzt seinen Stolz darein, zu Ostern eine stattliche Anzahl von Gödenkindern in seiner Behausung zu sehen.

Der erste Mai bringt mancherorten einen großen, gemeinsam aufgestellten Maibaum. An den Maibaum knüpft sich folgende Sage: Der hl. Philipp sollte gemartert werden. Damit die Häsher den Aufenthaltsort desselben wiederfinden konnten, setzten sie vor dem Wohnhause einen Baum ein. Doch als die Häsher wiederkamen, stand vor jedem Hause ein solcher Baum, sodaß nun der Heilige erst recht nicht gefunden werden konnte.

Am Fronleichnamstag werden nach dem „Umgang“ von den bei den einzelnen Altären aufgestellten Birken Zweige abgebrochen, zu kleinen Kränzen zusammengeflochten und kleinen Mädchen in das Haar gesteckt oder, wo Kinder fehlen, nach Hause gebracht und dort hinter das Kruzifix oder ein Heiligenbild gesteckt.

Das Sonnwendfeuer ist häufig anzutreffen. Da wird Reisig, Holz usw. zusammengetragen und entzündet, wobei alte Besen angebrannt, im Kreise gedreht und dann so weggeworfen werden, daß man dieselben in der Dunkelheit weithin fliegen sieht. Das Feuerspringen wird nur noch hie und da geübt. Allgemein ist die Ansicht, daß, soweit das Feuer leuchtet, es soweit nicht hagelt. Wer über das Sonnwendfeuer hinwegspringt, dem tut beim Kornschneiden das Kreuz nicht weh.

Der Schnitterkranz wird vom Vorschnitter nach dem Abschneiden des letzten Getreides dem Bauer mit einem Spruch übergeben und aufbewahrt. Man kann in größeren Häusern oft viele solcher Kränze an den Wänden aufgehängt finden. Das Schnittermahl beendet die beschwerliche Arbeit der Getreidemahd. Manchmal macht man dabei auch einen kleinen Schnittertanz. Zu erwähnen wäre noch der Windzopf, der aus den letzten Halmen gemacht und zum Spiel des Windes stehen gelassen wird.

Ein großer Tag innerhalb des Jahres ist der Kirtag (Feier des Kirchenpatrons). Die Vorfeier dieses Tages bildet das Aufstellen des Kirtagbaumes vor dem Gasthause, in dem die übliche Tanzunterhaltung abgehalten wird. Diese Arbeit besorgen die ledigen Burschen, wofür sie nach vollendeter Arbeit vom Wirt



Kirchweihfest.

zeshfrei gehalten werden. Der eigentliche Kirtag bringt die Verwandtschaft von nah und fern. Vormittag ist Festgottesdienst. Nach dem Nachmittagsgottesdienste setzt die Kirtagsunterhaltung ein. Die Musik beginnt ihre Tätigkeit mit dem Anspielen des Kirtagbaumes, was meist mit einem Marsch geschieht; hiebei umstellen die Burschen den Baum und singen Bierzeiler. Der Wirt kommt mit einigen Gläsern Wein und wird dieser sodann, soweit er nicht getrunken wurde, zum „Anschütten“ des Kirtagbaumes verwendet. Hernach geht die Musik auf den „Tanzboden“ und nun geht das Tun und Treiben los. Die Verheirateten bleiben in den unteren Lokalen, um sich dort gemütlich zu tun. Die Lebzelter und Zuderlstände dürfen selbstredend nicht fehlen.

Allerheiligen bringt den „Heiligenstriezel“. Diesen erhalten wieder wie die roten Eier die Gödn und Godln. Die armen Kinder gehen an diesem Tage von Haus zu Haus und bitten mit lauter Stimme um einen Heiligenstriezel. Sie erhalten Äpfel, Birnen, Nüsse, kleine Striezel, öfters auch Geld, wofür sie danken mit den Worten „Gelts Gott, Allerheiligen“.

Am Allerseelentage beschäftigt sich das ganze Denken und Sinnen mit den Verstorbenen. Die Gräber werden geschmückt und auf denselben Lichter angebracht. Die „Allerseelenstöcke“ sind zu jener Zeit in voller Blüte und werden auf den Gräbern aufgestellt. An der kirchlichen Prozession zum Friedhof beteiligt sich jung und alt und auch solche, die wohl niemanden auf dem Ortsfriedhof beerdigt haben, aber zu den Gräbern ihrer Verwandten infolge größerer Entfernung nicht gehen können, um an den Gräbern für deren Seelenheil zu beten.

Der Martinstag bringt an manchen Orten den Gansbraten und heißt der dem Martinstag folgende Sonntag „Ganslsonntag“.

Am Kathrintag, beziehungsweise dem folgenden oder auch dem vorhergehenden (je nach dem ersten Adventsontag) Sonntag ist die letzte Tanzunterhaltung. Kathrein stellt den Tanz ein.

Die am Barbaratag (4. Dezember) eingesetzten oder in einem Glase eingewässerten Kirschenzweige blühen am Christabend. Für Mädchen ist dies ein Zeichen, daß sie im folgenden Jahre heiraten werden.

Am Nikolaustag kommt zu den braven Kindern der Heilige Nikolaus, zu den schlimmen aber der Krampus.

Vor dem Schlafengehen stellen auch die Kinder Hüte, Schüsseln usw. vor das Fenster, damit der Nikolo seine Geschenke hineinlege. In dem Nikologehen erhält sich ein christlich umgedeuteter und umgewandelter Wodanmythus der germanischen Vorzeit.

In diese Zeit fallen auch die Rauh Nächte. Das Losen oder „Vismengehen“ (vom Mittelhochdeutschen liezen, das ist Loswerfen, Wahrsagen) ist ein zu dieser Zeit noch hie und da geübter Brauch.



Weihnachten.

In der C h r i s t n a c h t stellt man sich zuweilen auf einen Kreuzweg. Hört man lachen und singen, so bedeutet das Glück; für Mädchen ihre baldige Verheirathung. Weinerliche Stimme bedeutet Unglück. Die Aufstellung einer Krippe, ein schöner alter Brauch, wird hin und wieder geübt und ist nur schade, daß dies nicht so wie z. B. in Schlessien allenthalben und in jedem Haus geschieht. Die Aufstellung eines wenn auch bescheidenen Christbaumes wird wohl selbst bei den ärmsten Leuten fast überall geschehen, besonders dort, wo Kinder zu beschenken sind.

Die Zeit bis zur Mette verbringt man meist mit Gebet, Erzählungen und harmlosen Spielen, wobei vielfach das Kartenspiel an diesem Tag ausgeschlossen ist.

Wer an diesem Abend zuerst einen schwarzen Nußkern findet, stirbt noch im laufenden oder nächsten Jahre. Das Klezenbrot wird häufig für diesen Tag gebacken. Man mengt unter den Teig Nüsse, Mandeln, Feigen, Klezen (getrocknete Birnen), Rosinen, Zitronat und einige Gewürze. Des öftern wird der Teig auch mit Brantwein angefeuchtet.

Ueber die Entstehung des Klezenbrotes geht die Sage, daß einst eine große Hungersnot war und die Leute gezwungen waren, allen Misch-Masch zusammenzubacken.

Die Weihnachtsspiele sind fast gänzlich im Aussterben und sind nur noch in Gmünd von älteren Personen nachgewiesen.

Am Silvestertage ist das Bleigießen üblich. Mädchen hängen einen Ring an einer Schnur oder Haar in ein Glas, so oft der Ring anschlägt, so viele Jahre dauert es noch bis zu ihrer Verheirathung.

Was kann man aus alten Matrikenbüchern alles herausfinden?

Von Rektor Anton G u t m a n d l b e r g e r, Wien-Steinhof.

Ohne Ueberhebung kann ich sagen, daß ich auf dem Gebiete des Matrikenwesens etwas Fachmann bin, beschäftige ich mich doch schon fast 8 Jahre mit den alten, ehrwürdigen Kirchenbüchern. Bei 700 Bände aus etwa 42 Pfarren habe ich durchgearbeitet.

Vor allem wäre es notwendig, daß zu den — es gilt das besonders für die alten Bücher vor 1784 — Matriken, und zwar zu allen drei Theilen, Tauf-, Hochzeits- und Sterbebuch, ein genauer alphabetischer Index angelegt würde. Ich glaube, es sind nicht viele Pfarren, wo ein solcher Generalindex vom Beginne der Matriken vorhanden ist. Ich weiß von einem Herrn Kooperator — er ist jetzt ein bestverdienter Pfarrer —, der für eine große Pfarre, an der Westbahn gelegen, solch einen umfassenden Index gemacht hat — das war eine Nebenarbeit, in fünf Jahren geleistet. Ich habe diese Indexe, für jede der drei Gruppen ein separates Buch, in der Hand gehabt, dazu eine schöne deutliche Schrift, das hat mir imponiert. Und der Pfarrer hat gesagt: „Ich hab' 's leicht; kommt eine Anfrage, bei der jetzigen löblichen Mode der Familienforschung geschieht das oft, wegen einer Person, ein Griff zum Generalregister und in etlichen Minuten ist das Gewünschte aufs Papier gebracht und die Antwort kann abgeschickt werden.“ Von zwei Pfarrherren, deren Pfarre eine josephinische ist, also die Matriken erst 1784 beginnen, weiß ich, daß sie sich von den Mutterpfarren, die die Bücher von 1660 her haben, für ihre Pfarre einen eigenen Band herschrieben, um einen Ueberblick zu haben für das Alter der Familien, über die Vorfahren ihrer Pfarrkinder. Das ist eine lobenswerte Tat. Ein solch fleißiger und sich für seine Pfarre interessierender hochwürdiger Herr schrieb mir, daß er drei Winter arbeitete und so seine Matriken, die nur auf 150 Jahre zurückgingen, ergänzte und verlängerte bis 1660, einer sogar bis 1620, weil die Mutterpfarre mit den Büchern so weit zurückgeht. So bekam die eigentlich junge Pfarre Matrikenbücher,

die weit zurückreichen, geschöpft von der Mutterpfarre. Das sind nützliche Winterarbeiten, die für die Geschichte der Pfarre von Bedeutung sind. Man liest dann die Familiennamen ganz anders, schaut die Häuser anders an, wenn man weiß, daß dieser oder jener Stamm so und soweit zurückreicht. Und wenn man das den Leuten mitteilt, ihnen den Stammbaum zusammenstellt, der dann eingerahmt in der Stube hängt — das gibt Befriedigung und ist Heimatarbeit im besten Sinne des Wortes. Ich legte im Jahre 1932 während eines vierzehntägigen Urlaubes, in Ebersdorf bei Weitenegg zugebracht, für diese Pfarre den Index der Hochzeitsbücher von 1635 bis 1750 an. Freilich bin ich im Lesen und Entziffern der alten Schriften ziemlich geübt durch langjähriges Forschen und habe Lieb und Lust zu solchen Arbeiten, ich will damit nur sagen: es läßt sich machen und schnell machen, nur einmal anfangen und nicht locker lassen. *Jucundi acti labores* sagt der Lateiner, d. h. Getane Arbeit ist süß. Das Indexanlegen ist sozusagen eine Notwendigkeit, gehört zu den Vorbedingungen für ein bequemes Benützen der Matriken, sonst sind sie sozusagen sprachlos wie ein Musikinstrument, das keinen oder schlechten Ton gibt.

Nun zum eigentlichen Thema, zur Beantwortung der Titelfrage: „Was lerne ich aus den Matriken“. Diese Zeilen können natürlich unseren Gegenstand nicht erschöpfen, es sollen diesmal nur Andeutungen gegeben werden. Natürlich finde ich aus den Taufbüchern wesentlich anderes als aus den Hochzeitsbüchern oder den Sterberegistern. Ich kenne auch wohl den Unterschied in den Eintragungen. Mancher Pfarrer oder Schulmeister, die ja auch oft die Matriken führten, war redseliger, will sagen, schrieb mehr ein, ein anderer liebte die Kürze. Es kam dabei auf die Individualität, auf die Gewissenhaftigkeit des Schreibers an. Gar oft wünschte man eine Angabe des Ortes, der Herkunft und es steht nichts dabei. Besonders bei den Totenbüchern ging es oft sehr lakonisch kurz her. Ich erfuhr das wieder vom Totenbuch in Wolfsbach, das mit 1639 beginnt. Da steht vom alten „Ahn!“ (Großvater), von der „krumpen“ Susanna; oft ist nicht einmal der Zuname dabei, höchstens der Hausname und der war natürlich zumeist anders, wie es im Mostviertel Brauch ist seit langem. Eigentlich genaue Vorschriften diesbezüglich gab es nicht, oder wenn solche von einem Konzil da waren, wußte man sie nicht oder tat wie man wollte. Amtsrevisoren, wie wir sie jetzt bei allen Ordinariaten haben, fehlten und der Dechant kümmerte sich um die kirchlichen Bücher gewiß auch nicht. Rubriken fehlten auch. Man schrieb eben eine Eintragung nach der anderen untereinander. Manche Matrikenbücher zeigen wohl schon große Uebersichtlichkeit und Genauigkeit. Wie oft fehlt in Wolfsbach in den ersten zwei Taufbüchern der Taufname! Sicher 50 Mal. Anderswo ist es auch so.

Vor allem fällt dem Leser und Forscher die sprachliche Verschiedenheit gegenüber der Jetztzeit auf. Ein Deutsch-Professor, der auf Orthographie, Rechtschreibung besonders eingestellt ist, würde sich die Haare ausraufen, wenn er z. B. „Abbrill“ geschrieben sieht, was April jetzt heißt. Man liebte vor 250 und 300 Jahren den Schwulst im Schreiben. Da ist z. B. entschlafen „die Ehrentugendsambe Frau des ehrsamben und fürnemben Samuel Zirntringer“, so lautet die erste Toteneintragung in Ebersdorf am 15. August 1643. „Ehelich angeborenes Kind“ las ich sehr oft in Taufbüchern. Auch „ehelich rechtes Kind“ kommt vor. Besonders fiel mir auf der Respekt, den man vor der weltlichen Obrigkeit, den Pflegern und Verwaltern einer Herrschaft hatte. Das waren immer „der edl geborne, gestrenge und mannhafte Herr“. War es nur ein Hofkoch, ein Gärtner, ein Schafmeister, kurz ein Angestellter einer Herrschaft, eines Edelstükes, so schrieb man das Wort „Herr“ dazu, während der Bauer oder Handwerker nie Herr genannt wurde. Das Wort „Hausbesitzer“ schrieb man lange nicht, der und der war „hausfessig“ zu, später kommt Hausinhaber vor. Was wir jetzt „oben erwähnt“, z. B. bei einer Ortsbezeichnung, die bald darauf wieder vorkommt, nennen, hieß früher im „gedachten“, im „bemelten“, im „berührten“, im „gefügten“. Das Wort „zweite“ war früher gern mit „anderten“ gegeben. Es heißt z. B. „am anderten März sind kopuliert worden“, d. h. am zweiten März. Gern gebrauchte man auch den

Heiligennamen statt des Datums; es heißt am Katharinatag (= 25. November); „am Sonntag Quinquagesimae“, also am Tage der „Heiligen drei Könige“. Das Wort Bistandler oder Bestand, sagen wir Wirt oder Müller, heißt so viel wie Pächter. Sehr oft fand ich diese uns jetzt fremde Ausdrucksweise. „So er mit seiner Dirn ... außer der Ehe erzeugt“ ist eben das uneheliche Kind, bei welchem früher immer der uneheliche Vater „nach Aussage der Mutter“ eingetragen wurde. Kaiser Josef II. hat das verboten. In Wolfsbach fand ich die Phrase „welche (nämlich die uneheliche Mutter) bekennet auf ...“ sehr oft. Statt „Inwohner“ liest man oft „in der Herberg bei ...“ — Die Buchstaben **B** und **W** brauchte man abwechselnd. Towias schrieb man statt Tobias, Balburga statt Walpurga, Balthauser statt Balthasar. Nach dem „m“ schrieb man fast immer ein „b“, es heißt Brautigamb, fürnemb (= vornehm), tugendsamb ... Nach **K** steht sehr oft ein stummes **h**, Rhind hieß es statt Kind. Die harten Konsonanten hatte man sehr gerne. Pinder, Pef (Bäcker). Doppel-„f“ und Doppel-„s“ sind sehr häufig; die Kinder wurden „getaufst“, des = daß, dieses Monats = diß Monats ... Umständliche Eintragungen bei der Taufe kommen oft vor. „Ist getauft, von der Erb-sünde gereinigt und mit Namen genannt worden am Tag s. Niklas“ (= Nikolaus). Statt Hirte, Halter fand ich oft „Schäffler“, also Schafhirt. Einmal machte mir ein „M“ lange Zeit Kopfschmerzen, dann kam ich darauf, daß es Meister heißt, weil es immer bei Handwerkern oder Gewerbetreibenden vorkam; p. m. ist sehr oft die Abkürzung für piae memoriae = seligen Angedenkens, also verstorben; seel. steht natürlich auch oft für selig. Besonders das Füllwort „so“ war recht beliebt und oft verwendet; „so deren Eltern im Türkischen Einfall verloren worden“. Zum Schlusse gebe ich noch einige Ausdrücke für S t e r b e n und Begrabenwerden, wie ich sie in meiner Heimat Wolfsbach fand: Mundo valedixit = Er sagte der Welt Lebewohl; fatis concessit = er mußte dem Schicksale weichen, nachgeben; in eivnes abiit = er wanderte ins Aischenreich; debitum naturae persolvit = er zahlte der Natur ihren Tribut; exuvias corporis deposuit = er legte die Hülle des Körpers ab. Für B e g r a b e n w e r d e n fand ich die Ausdrücke sepultus est, das ist die wörtliche Uebersetzung, oder tumulatus est; tumulus heißt der Grabhügel, also es ist ihm ein Grabhügel gemacht worden; funeratus est; funus heißt eigentlich der Leichenzug, also man ist mit seiner Leiche gegangen. In eoeme terium delatus est = er ist auf den Friedhof getragen worden. Zum Schluß noch etwas Komisches. Ein weggelegtes Kind, dessen Eltern man nicht kannte, wurde Wartinger genannt, „weil es auf seine rechten Eltern wartet“. Findet diese Plauderei Anklang, kommt später ein Nachtrag dazu.

Eduard Sueß und Johann Krahulek.

Von Angela St i f f t - G o t t l i e b, Auktodin am Krahulek-Museum in Eggenburg.

Was sollen denn diese beiden Namen nebeneinander bedeuten? Gehören denn die zusammen? Eduard Sueß, einer der größten Geologen, einer der Wohltäter der Stadt Wien, der ihr das beste gab, was eine Stadt haben kann, köstliches, bergklares, gesundes Trinkwasser, aus dem Quellgebiet des gewaltigen Bergriesenpaares Schneeberg und Rag herbeigeführt. Eduard Sueß, der der Donau gebietend ihren Weg wies, und so Wien vor ständig drohender Wassergefahr erlöste, — Eduard Sueß, dessen Ruhm jetzt, zu seinem 100. Geburtstag über die ganze Erde erklang, deren „Antlik“ er so meisterhaft geschildert! Und Johann Krahulek, der schlichte, bescheidene, aber in seiner Art unerreichbar große Erforscher seiner geliebten Eggenburger Heimat? Und doch gehören beide zusammen, viele, goldene Fäden ziehen zwischen ihnen hin und her. Sie knüpfen an einen anderen Namen von gar gutem Klang an: Candid Ponk von Engelshofen, Gutsherr auf Schloß Stodern.

Vor einigen Tagen kam mir bei meinen Arbeiten in der prähistorischen Engelshofen-Sammlung auf der Rosenberg ein kleiner Zettel in die Hände, auf welchem Engelshofen 1861 schreibt, daß er einige Funde aus Hallstatt von Prof.

Eduard Sueß erhalten habe. Wie sich oft Menschen von seelischer Verwandtschaft im Leben zusammenfinden, so waren auch diese beiden Männer miteinander befreundet, bis die von Berta von Suttner in ihren „Die Waffen nieder“ geschilderte Cholerawoche, die sich 1866 in Schloß Stodern abspielte, auch den genialen Gutsherrn zu ihren Opfern versammelte. Aber noch vorher empfahl Engelshofen an Eduard Sueß für die geplante geologische Erforschung der Eggenburger Gegend als führenden Begleiter und Helfer den jungen, außerordentlich begabten Johann Krahulek.

In der Folge kam nun Eduard Sueß durch Jahrzehnte immer wieder nach Eggenburg, um die interessanten, geologischen Verhältnisse dieser Gegend, die tertiären Meeresablagerungen, zu studieren und zu überprüfen. Immer begleitete ihn Krahulek, von Sueß bald als von seinem Geiste erkannt, und von ihm in Wort und Schrift in die Mystereien der Erdvorgänge eingeführt. Man sagt zwar, daß Krahulek Autodidakt gewesen sei. Dies stimmt in einer Weise wohl. Wenn man aber die Geschichte der Erforschung der Eggenburger Gegend kennt, an welche sich so viele und gerade die größten Namen knüpfen, deren Träger Krahulek stets auf allen ihren Studiengängen begleitete, bei welchen sicher ungezählte Erklärungen, Schilderungen und Belehrungen erflossen, so hat wohl Krahulek einen Privatunterricht genossen, dessen sich vielleicht kein zweiter rühmen kan.

Daß Krahulek unter solcher Anleitung eine geologische Sammlung von Welt-ruf hinterlassen konnte, ist weiter nicht verwunderlich: den Hauptanteil daran hat Eduard Sueß. Als Eggenburg 1902 das Krahulek-Museum eröffnete, über welches sich Eduard Sueß vielleicht am meisten freute, hielt der große, berühmte Gelehrte unter der alten Stadtlinde vor dem Museum eine zündende Lobrede auf den schlichten Namensgeber desselben, eine Lobrede, deren Widerhall heute noch in der Erinnerung der Zuhörer weiterlebt. Jedes Jahr war Eduard Sueß einige Male Ehrengast im Krahulek-Museum, dem er 1904 auch Kaiser Franz Josef als Besucher zuführte, nachdem er sein Interesse durch wiederholte Schilderungen der Eggenburger Museumschätze geweckt hatte.

Für den historischen und künstlerischen Reiz der altertümlichen Stadt Eggenburg hatte Eduard Sueß warmes Verständnis. Oft und gern besuchte er auch das von den zwei Eggenburgern Franz Gameraith und Adolf Müllner geschaffene Panorama: die Schweden vor Eggenburg.

Mit der Zeit entwickelte sich zwischen Eduard Sueß und Johann Krahulek ein freundschaftliches Verhältnis. Krahulek selbst schreibt 1918 an Dr. Hrodegh, Pfarrer in Schwarza u. G., von diesem um sein Verhältnis zu Engelshofen befragt: „.... Prof. Sueß, der sich außer seinen grundlegenden Studien über die tertiären Verhältnisse auch für die prähistorischen Forschungen interessierte, besuchte oft und oft Baron Engelshofen zu Stodern und unsere Familie, die er sehr lieb gewonnen hatte, und so wird abermals mein Verhältnis zu Sueß und Engelshofen mehr verständlich. An Prof. Sueß hatte ich bis zu seinem Tode den größten Gönner, bei welchem meine Arbeiten stets vollste Anerkennung fanden. Ich mußte auch sein steter Begleiter sein. Mich jemandem vorzustellen oder auf meine Tätigkeit hinzuweisen, machte ihm immer Freude.“

Im Nachlasse Krahulek fand ich unter den vielen, vielen Briefen großer Männer wohlverwahrt auch ein Päckchen Briefe von Eduard Sueß, in welchen dieser, sich des Wertes seiner Worte wohl bewußt, den bescheidenen Krahulek „Freund“ nennt, sich stets liebevoll um seinen alten Vater erkundigt, mit eigener Hand eine Karte seines 1905 verstorbenen Enkels Paul Sueß schreibt, Krahulek uneingeschränktes Lob und Anerkennung zollt, ihm den wiederholten Dank der Wissenschaft ausspricht, immer wieder seinen Besuch ankündet, — allein mit seinem Sohne Eduard, seinen Schülern, oder eine geologische Exkursion anmeldet, wie noch am 25. September 1913 die „Exkursion der Naturforscherversammlung“ und dabei Krahulek bittet, den voranreisenden Geheimrat Lepsius, der als Erkennungszeichen den Schirm mit dem Griffe hochhalten werde, am Bahnhofs zu empfangen und sich seiner anzunehmen.

In einem anderen Briefe am 21. November 1901 heißt es als Dank für eingedante Lichtbilder von Funden: „... Ich bin jetzt ein alter Pensionist und in meiner Schublade kommen die schönen Bilder gar wenig zur Geltung. Ich glaube daher in Ihrem Sinne und jedenfalls im Interesse der Wissenschaft zu handeln, wenn ich bei dem nächsten Konversatorium an der Universität diese als Geschenk von Ihnen meinem Nachfolger übergebe...“

Oder am 5. November 1905: „... Vor allem aber gratuliere ich Ihnen selbst, geehrter Freund, der Sie, umgeben von den Früchten eines Lebens voll zielbewußter Anstrengung, jetzt in der allgemeinen Hochachtung den verdienten Erfolg sehen. Sie haben der Wissenschaft eine Reihe wertvoller Dienste erwiesen, haben Ihrer Stadt eine seltene Zierde gegeben und sich dadurch ein Recht auf den Dank erworben, der Ihnen von allen Seiten gern und voll gespendet wird...“

So schrieb der große Gelehrte Eduard Sueß an seinen „geehrten Freund“, den bescheidenen Heimatforscher Johann Krahulek, und darum gehören diese beiden zusammen.

Johann Krahulek' Bruder Anton, der 35 Jahre Laborant an dem geologischen Institute der Wiener Universität Eduard Sueß unterstellt und beispiellos treu ergeben war und dafür bei diesem eine seltene Vertrauensstellung genoß, fand 1921 bei seiner Pensionierung nur diese Art der Verabschiedung: Lang und stumm stand er mit gefalteten Händen vor dem Bilde Eduard Sueß', ungezählte Erinnerungsbilder in der abschiedswunden Seele. Dann kniete er nieder, küßte mit Tränen die Stelle des Bodens, auf welcher sein toter Herr so oft lehrend gestanden und ging dann weinend fort. Ging heim in sein Vaterhaus nach Eggenburg, in das einst so oft und so gern Eduard Sueß eingekehrt war.

Geschichtliches über Straß im Straßertale.

Von Kaufmann Josef Bitter, Straß im Straßertale.

Der Ort Straß ist nach einem uralten Straßenzuge getauft, der von Krems über Hadersdorf und das Falkental nordwärts führt. Das Falkental ist das heutige Straßertal längs des Gscheinzbaches. Damals hieß dieser Ort Straza. Die Obrigkeit über den Ort besaßen zu dieser Zeit die Herren von Falkenberg, die auf Burg Falkenberg herrschten.

Der erste Raum für den Gottesdienst war in Straß die Schloßkapelle, in der ein Kaplan die Seelsorge betrieb. Später wurde im Falkental eine Kirche erbaut und Allen Heiligen geweiht. Als sie verfiel, suchte der Besitzer der Herrschaft Grafenegg und auch Straß, Johann Baptist Graf von Werdenberg, beim Bischof von Passau um die Erlaubnis an, im Markte Straß eine neue Kirche bauen zu dürfen. Nachdem diese Pfarrkirche 1638 erbaut war, wurde noch durch viele Jahre am Tage Allerheiligen in der alten Kirche im Tale das Hochamt gehalten. Im Jahre 1787 wurde diese Kirche ganz aufgelassen, ein Jahr später verkauft und in ein Haus umgewandelt (Haus Nr. 142). Sieben Jahre nach der Erbauung brannten Kirche und Markt nieder. Der Aufbau geschah indes rasch. Im Jahre 1666 wurde an die Kirche die Loretto-Kapelle angebaut.

Wie früher überall, breitete sich auch in Straß der Friedhof um die Kirche aus. Im Jahre 1826 mußte der Gottesacker auf Drängen der Sanitätsbehörde und des Kreisamtes außerhalb des Ortes verlegt werden. Er fand seinen Platz beim Damm. Die Schule befand sich vor nicht ganz 300 Jahren tief zurück im Straßertale am Ausgange des Kohlbadhes im Hause Nr. 142 bei der alten Kirche. Im Jahre 1683 wanderte die Schule vom Tale in das Haus Nr. 34. 190 Jahre später, 1827, erstand auf dem Grunde des alten Friedhofes um die Kirche ein Schulhaus. Die Ziegel der niedergerissenen Kirchhofsmauer fanden zum Bau Verwendung. Im April 1900 wurde mit dem Aufbau des heutigen zweistöckigen Schulgebäudes begonnen. Der erste Schulmeister, Matthias Frühauf, kam im Jahre 1822 aus Etsdorf hieher.

Das Armenspital wurde vom Erbauer unserer Pfarrkirche, dem Grafen von Werdenberg, 1666 für die Versorgung von zwölf alten, arbeitsunfähigen Herrschaftsbediensteten und einem Geistlichen gestiftet. Jetzt ist es im Besitze des Herzogs von Ratibor. Das Altarbild in der Kapelle stellt Johannes den Täufer dar.

Auf dem Marktplatz steht neben der eisernen Brücke die Marktsäule. Auf einer freisunden Steinplatte erhebt sich ein achtseitiger Pfeiler aus Kalkstein. Auf diesem Pfeiler liegt eine Steinplatte, auf dieser wieder ein kleiner, achtseitiger Pfeiler. Ganz oben befindet sich ein kleines Dach mit der an einer Eisenkette angehängten Kugel. Die Marktsäule sieht verschiedenen Säulen der Umgebung, z. B. jener in Hadersdorf, sehr ähnlich. Sie erinnert uns an die Erhebung unseres Ortes, der damals zur Herrschaft Grafenegg gehörte, zum Markte durch die Verleihung des Marktrechtes durch Kaiser Ferdinand II. am 13. Jänner 1628. Straß erhielt die Erlaubnis, alljährlich einen Jahrmarkt zu St. Johannis d. T. und wöchentlich am Mittwoch einen Wochenmarkt abhalten zu dürfen. Die Bewohner von Straß wurden Bürger. Der Markt erhielt das Marktwappen.

An Stelle der Ruine stand einst die große Burg Falkenberg. Auf der mäßigen Anhöhe erbaut, die steil zum Straßertale abfällt, hatte sie eine herrliche Lage. Sie war von gewaltigen Ringmauern umgeben, deren Trümmer heute weit im Walde zerstreut liegen. Vom höchst gelegenen Teil der Hochburg zeigt die Ruine nur mehr wenig. Ein einzelner Mauerteil ragt in die Höhe. Er scheint früher zu einem Turm gehört zu haben, der an der Seite eines der Burgeingänge stand.

Das Rittergeschlecht der Falkenberge, das die Burg erbaute, stammte aus der Oberpfalz Bayerns. Von welchem Mitgliede der Familie die Burg erbaut wurde und um welche Zeit, ist nicht bekannt. Die Familie genoß lange Zeit großes Ansehen im Lande und war sehr reich. Ein Burgherr soll bei Festlichkeiten sogar eine goldene Rüstung getragen haben. Aus alten Schriften sind nur die Namen Rapoto von Falkenberg und Walpum von Falkenberg (Walchenperg) bekannt.

Wie so manche andere Ritter wurden auch die Falkenberge Raubritter. Sie empörten sich gegen ihren Landesherrn, den König Albrecht, und kündigten ihm den Gehorsam. Die Anstifter des Aufstandes in unserer Gegend waren die Kuenringer auf Dürnstein, Aggstein und Weitra, die mit den Falkenbergern verwandt waren. Wo die übermütigen Falkenberge ihren Landesherrn schädigen konnten, taten sie es. Von vielen Seiten beschwerte man sich schließlich über ihre räuberischen Uebergriffe. So beschloß denn Albrecht, zur Strafe ihre Burg zu zerstören.

Er beauftragte seinen 16 Jahre alten Sohn, den Herzog Rudolf, mit der Zerstörung der Burg. Dieser zog im Herbst 1299 mit großer Macht heran, um die Ungehorsamen zu bestrafen. Der Besitzer der Burg, Rapoto, hatte alles Menschenmögliche getan, um die Burg gut verteidigen zu können. Fast ein halbes Jahr dauerte schon die Belagerung, doch die Burg konnte nicht eingenommen werden. Als endlich nach starken Beschädigungen des Mauerwerkes eine weitere Verteidigung aussichtslos erschien, entschloß sich der Burgherr erst zur Uebergabe seiner Festung.

Das Mauerwerk war hauptsächlich durch die kugelförmigen Schleudersteine zertrümmert worden, die man mit 42 Wagen Tag und Nacht von den großen Steinmekwerkstätten in Eggenburg herbeiführte — es sollen im ganzen 7800 Stück gewesen sein —, um sie mit Schleudermaschinen gegen die Burg zu werfen.

Die Uebergabeverhandlungen endeten damit, daß der verletzte Burgherr mit seinen Leuten und aller Habe freien Abzug erhielt. Also geschehen im Jahre 1300 am Aschermittwoch.

Die Sieger fanden in der Burg drei durch Steinwürfe Getötete und viele Verwundete. Trotz der halbjährigen Belagerung waren noch Lebensmittel vorhanden und Teile geraubter Güter. Die Burg wurde geschleift. Nur den unbewohnbaren Mauerteil, den man heute noch sieht, ließ man stehen.

Nach der Zerstörung ihrer Stammburg bewohnten die Falkenberge ein festes

Haus in Hadersdorf. Ein Haus in Wien benützten sie als Absteigquartier. Sechs Jahre nach der Zerstörung der Burg, 1306, verzieh ihnen der Herzog ihre früheren Verfehlungen und nahm sie wieder in Gnaden in sein Gefolge auf. Der letzte Sproß des Hauses hieß Rapoto VII. und starb im Jahre 1355. Seine Gemahlin Agnes hatte schon früher das Zeitliche gesegnet. Die reichen Besitzungen der Falkenberge erbten die Familien Capell und Wallsee.

Das Spital in Thaya.

Von Konrad Strohm er, Pleßberg bei Kauzen.

Im Markte Thaya steht ein Spital mit Kapelle. Graf Ferdinand Maximilian von Sprinzenstein, Herr der Herrschaften Waidhofen an der Thaya und Thaya, hat in seinem Testament vom 7. September 1666 angeordnet, daß noch zu seinen Lebzeiten in Thaya ein Spital errichtet werde für 12 arme Personen, die auf der Herrschaft Waidhofen an der Thaya alt geworden sind und ihren Lebensunterhalt nicht mehr verdienen können. Sie sollten stiftungsgemäß verköstigt, bekleidet und verpflegt werden. Außerdem sollten drei arme Blinde im Spital in Waidhofen an der Thaya von einer Pflegerin unterhalten werden. Das Spital wurde noch zu Lebzeiten des Stifters errichtet, die Kapelle aber laut Urbar der Herrschaft Waidhofen erst 1689 und zu Ehren des heiligen Johannes des Täuflers eingeweiht. Auf Anordnung des Stifters sollten in dieser Kapelle jährlich sechs heilige Messen gelesen werden, was aber schon 70 Jahre später nicht mehr geschah. Die Pflöglinge waren verpflichtet, in guter Zucht, Einigkeit und Gottesfurcht zu leben, täglich in ihren Mänteln in die Kirche zu gehen und dort gemeinsam der heiligen Messe beizuwohnen und an allen Feiertagen des Jahres beichten und kommunizieren zu gehen. Morgens, mittags und abends sollten sie vor dem Essen einen Rosenkranz und die Lauretanische Vitanei beten für den Stifter und seine Nachkommen. Das Präsentationsrecht für die Stiftlinge stand dem jeweiligen Besitzer der Herrschaft Waidhofen zu. Diese mußte Spital und Kapelle in gutem Bauzustand erhalten und von der Fidei-Komißherrschaft Drosendorf jedes Jahr zu Lichtmeß 150 Gulden beitragen.

Am 20. Februar 1737 verkaufte der damalige Besitzer Karl Josef Graf von Lamberg-Sprinzenstein, Herr von Waidhofen, Thaya und Gastern, seine Herrschaft zu Waidhofen und Thaya an den Freiherrn Philipp Ferdinand von Gudenus, wobei der Käufer sich verpflichtete, das Spital zu Waidhofen für die drei Blinden samt Pflegerin sowie das Spital in Thaya mit seinen 12 Insassen für ewige Zeiten zu erhalten, die Armen stiftungsgemäß zu verpflegen und zu bekleiden. Das Spital in Waidhofen wurde aber bald aufgelassen und dessen Pfründner ins Spital nach Thaya gebracht samt ihrer Pflegerin. Alle 16 Personen bekamen von der Herrschaft in Waidhofen jährlich 30 Klafter Holz. Zur Zeit des Pfarrers Benesch (1825—1849) erhielten die Pfründner, die zu Thaya bestiftet waren, anstatt des Fleisches und des Bieres 1 Gulden 56½ Kreuzer (Wiener Währung) monatlich. Jene aus dem Waidhofner Spital 1 Gulden 42¼ Kreuzer (Wiener Währung). Diese Beträge wurden vor 1811 in Konventionsmünze ausbezahlt. Da jedoch der Herrschaft in Waidhofen die Lasten für das Spital in Thaya unangenehm wurden, ließ sie dasselbe gemeinschaftlich für die Gemeinden Waidhofen und Thaya 1854 einverleiben und löste die Verpflichtung für die Erhaltung des Gebäudes und der Spitalarmen für 10.580 Gulden ab. Diesen Betrag bekam die Gemeinde Thaya, und zwar so, daß 12 Pfründner Thaya zu versorgen hatte, 4 aber die Gemeinde Waidhofen.

Am 7. September 1879 kaufte sich Waidhofen durch Einzahlung von 400 Gulden an die Spitalverwaltung von Thaya los von ihrer Verpflichtung. Seitdem ist der erlegte Geldbetrag sowie das Spital ins Eigentum der Gemeinde Thaya übergegangen, welche nun seit dieser Zeit für das Gebäude und die Armen selbst zu sorgen hat.

Johann Georg Grasel und seine Kameraden.

Von Dr. Robert Bartsch, ord. Universitätsprofessor.

Zweite vermehrte Drucklegung.

Die erste Auflage erschien 1924 in der Sammlung merkwürdiger Straffälle: Aus dem Archiv des Grauen Hauses.

(7. Fortsetzung.)

Diese 66 in Wien untersuchten Personen waren nun lange nicht alle Komplizen. Der Magistrat hat vielmehr festgestellt, daß nicht weniger als 214 Personen in die Sache „mitverflochten“ waren³⁵²). Eine Anzahl von ihnen war allerdings schon tot, so der Fuchswirt in Bitis, der alte Hamburger, der Schulmeister von Gottschallings, der Gallhiesl, der sich bekanntlich im Prukendorfer Arrest erhängt hatte, der Frainer Gerichtsdienner Kessel, der, vom Landgericht Weinern auf ein Jahr Zuchthaus verurteilt, gestorben war, bevor seine Verbindung mit dem alten Grasel ans Tageslicht gekommen war. Eine weitere Anzahl Mitschuldiger war schon in den Jahren 1802, 1805, 1810 und 1813 verurteilt worden, darunter die Raubgenossen des alten Grasel von Heidenreichstein, Schönau und Budkau. Eine nicht unbeträchtliche Zahl war flüchtig oder konnte wegen zu unbestimmter Angaben nicht ausgeforscht werden, besonders Käufer von gestohlenem Gut, die die Diebe selbst nicht mit Namen kannten. Zu den nicht zu Findenden gehörte Wenzel Proschoffsky, Grasels Genosse von dem großen Einbruch in Groß-Siegharts im Jahre 1812 (siehe Nr. 43), Michel Fischer, Grasels Genosse im Herbst 1815, samt seiner Luisl, ferner die Everl, Sallerl Eigner, Fährdings Weib und viele andere. Einige waren aus dem Arrest entwichen und wurden bis zum Sommer 1817 nicht wieder gefangen, wie Johann Hamburger und Trimmel.

Immerhin waren es doch etwa hundert Personen, gegen die bei den verschiedenen Landgerichten die Untersuchung geführt wurde. So gegen die Hofbinderin und ihre Schwester, die Muthsam, die Megäre von Unterthumeritz, nebst sechs anderen Personen beim Landgericht Drosendorf, gegen den Dreieichener Wirt Zeitzberger nebst drei weiteren Personen beim Landgericht Horn, gegen die jüdischen Handelsleute aus Schaffa, Piesling, Hafnerluden und anderen mährischen Orten, darunter gegen Wolf Kollmann, der bei einer nächtlichen Visitation in einer Brantweinschenke zu Wolframitzkirchen im Juli 1816 verhaftet worden war³⁵³), ferner gegen den Fleischhauer Fiskula, im ganzen gegen 13 Personen beim Kriminalgericht Znaim, gegen Josef Brunhauser beim Landgericht Sonnberg. Josef Böck als Deserteur wurde beim Regiment Erzherzog Karl untersucht, die Fehlerfamilien Dörr in Kirchberg an der Wild, Tsch in Weierburg, Scharitzer in Zwettl, die Bernschlager Weigel in Allentsteig und die Halterleute Lugos, Grasels letzte Unterstandsgeber, beim Landgericht Neunzehn³⁵⁴).

Kehren wir zu Grasel zurück. Als er in der Nacht vom 21. auf den 22. November ins Stadtgericht gebracht wurde, empfing man ihn dort mit besonderer Vorsicht, weil man vor einem Ausbruch des geschickten und starken Menschen große Angst hatte. Er kam in eine Zelle im dritten Stock des Gerichtsgebäudes mit der Aussicht auf das Schultergäßel. Nebst Grasel waren noch fünf andere Inquisiten in der Zelle, die aber natürlich nicht Komplizen waren, untergebracht. Eine Kommission, der ein Regierungsbaumeister und ein Schlossermeister als Sachverständige beigegeben waren, untersuchte am 27. November die Sicherheitseinrichtungen. Wir erfahren aus dem Protokoll³⁵⁵), daß das Fenster ein doppeltes

³⁵²) Die folgenden Angaben stammen sämtlich aus dem „Verzeichnis der Mitverflochtenen“.

³⁵³) Polizeiakten 1816.

³⁵⁴) Ein Landgerichtsprotokoll — es betrifft den Gerichtsdienner Paul Fischer von Wildberg, der Grasel im Herbst 1815 beherbergt hatte — ist von Dr. Friedrich Endl in der Zeitschrift „Unsere Heimat“ 1931 veröffentlicht worden.

³⁵⁵) Es war in den Polizeiakten von 1815.

Gitter hatte, daß die Tür aus Eisen war und daß auch der Abzugskamin mit einem Gitterrost versehen war. An den Füßen trug Grasel beständig ein neun Pfund schweres Springeisen. Zur Nachtzeit, das heißt vom Einbruch der Dunkelheit an wurde er auch an den Händen mittelst eines eisernen Leibringes und einer daran befindlichen Handbreze geschlossen, und überdies wurden zur Nachtzeit die Springeisen mit einer Kette an einem im Boden eingelassenen Eisenring befestigt.

Ueber Grasels Benehmen im Arrest in den ersten Tagen nach seiner Einlieferung sind mehrere Berichte des Polizeidirektors v. Silber an den Minister erhalten³⁵⁶). So heißt es im Bericht vom 24. November: Grasel benimmt sich ruhig, er äußert zu seinen Mitgefangenen: „Solange man mich gut behandelt, werde ich alles mögliche tun. Behandelt man mich mit Strenge, so wird man den Grasel erst kennen lernen.“ Grasel wird vom Magistratsrat Lowack vernommen, er ist schon sehr im Geständnis seiner Taten. Am 25. wird berichtet: Grasel ist drei Tage zu Protokoll vernommen worden, er befindet sich wohl, er ißt, trinkt, schläft gut, singt und pfeift im Arrest. Am 26. heißt es: Grasel droht, wenn man ihn grob behandelt, werde man erstaunen, was er zu unternehmen imstande sei.

Inzwischen hatte das Verhör begonnen. Das umfangreiche Protokoll darüber ist uns erhalten³⁵⁷). Gleich am Tage nach der nächtlichen Einlieferung am 22. November erschien Grasel vor dem Inquirenten, einem gütigen, besonnenen, älteren Herrn, der Grasel in Gegenwart von zwei Bürgern und eines Protokollführers, des Auskultanten Borukky, vernahm. Der Untersuchungsrichter ließ Grasel an diesem Tage seinen äußeren Lebenslauf erzählen³⁵⁸). Von nun an fand bis zum 29. täglich Verhör statt. Am 23. erzählte Grasel zunächst die Geschichte seiner Verhaftung, die er in ziemlicher Uebereinstimmung mit den Berichten von Mayer und Schopf darstellte, wenn er sie auch mit einigen charakteristischen Aenderungen versah (Stiletts³⁵⁹). Dann folgt Frage 4: Aus welchen Ursachen er verhaftet sei? Grasel erwidert: „Ich werde einem löblichen Gerichte alles offenerzig gestehen, denn ich bin sozusagen selbst froh, daß ich nun verhaftet bin, damit auch der Prozeß meiner Eltern beschleunigt werde. Ich weiß zwar, daß viele meiner bereits verhafteten Cameraden alles, was an Einbrüchen und Raub geschehen ist, auf mich wälzen und angaben, ich sei überall der Anführer gewesen, allein was ich begangen habe, beträgt bey weitem nicht soviel, als was meine Cameraden ohne mir (!) begangen haben³⁶⁰)“. Und nun erzählte er, anscheinend wenig durch Fragen unterbrochen, die Geschichte von 38 seiner Taten. Die Auswahl der Taten, die er erzählt, ist ebenso merkwürdig wie ihre Reihenfolge. Grasel gibt seiner Erzählung im allgemeinen den Anschein einer erschöpfenden chronologischen Reihenfolge, und es scheint auch, daß der Untersuchungsrichter anfänglich geglaubt hat, mit den 38 Taten ein ziemlich vollständiges Bekenntnis vor sich zu haben³⁶¹).

Am 24. November erzählt er den Totschlag der Schindler in Zwettl in sehr abgeschwächter Form (Nr. 149). Er behauptet nämlich, er hätte die Alte, ohne sie im geringsten zu mißhandeln, mit Fährding gebunden und in den Keller hinabgetragen. Von einem Fall auf der Stiege erzählt er diesmal noch nichts. Dann wäre er wieder hinaufgegangen. Fährding und Fuchs wären wiederholt in den Keller hinabgegangen und hätten ihm erzählt, daß sie die Alte mit Stecken geschlagen haben.

Mitten in der Erzählung vom Einbruch beim Lederer in Neubistritz (Nr. 137) klagte Grasel, „daß ihm alles im Kopfe um und um gehe und ihm übel werde

³⁵⁶) Die Berichte waren in den Polizeiakten von 1815.

³⁵⁷) Das folgende stammt, soweit es nicht dem B. = P. entnommen ist, aus dem Journal des Untersuchungsgerichtes.

³⁵⁸) B. = P. 1—6.

³⁵⁹) B. = P. 6—9. Auch Mayer ist vom Untersuchungsrichter vernommen worden, wie wir aus dem Journal wissen. Das Vernehmungsprotokoll ist nicht erhalten.

³⁶⁰) B. = P. 9 und 10.

³⁶¹) B. = P. 10—43.

und deswegen bat er, ihn in die freie Luft zu führen.“ „Man ließ ihn demnach,“ fährt das Protokoll fort, „durch den Gehilfen Christian Pittner hinauf in den dritten Stock in den Gang führen, mit dem Auftrage, dem Inquisiten hoffmannsche Tropfen zu geben und ihn sodann wieder zur Kommission zu führen, weil es eben erst 11 Uhr vormittags war; allein er konnte nicht eher als $\frac{1}{4}$ 5 Uhr nachmittags zur Kommission gebracht werden, dessentwegen man auch mit der Fortsetzung des Verhörs bis dahin einhalten mußte³⁶²⁾. Nachmittags beendet er die Erzählung von Neubistritz.

Am 29. November³⁶³⁾ wird festgestellt, was ihm alles bei seiner Verhaftung abgenommen wurde und wo er Sachen in Aufbewahrung habe (bei Ehgartner 300 fl. und zwei goldene Uhren). Damit schließt dieses erste, summarische Verhör. Man kann es nicht gerade als besonders aufrichtig bezeichnen. Grasel gesteht nur den geringsten Teil seiner Taten und färbt diese offensichtlich. Merkwürdig ist, daß er mit zwei Ausnahmen (die Einbrüche in Poppen Nr. 192 und Rodingersdorf Nr. 198) alle Taten des letzten Jahres seit Fährdings Verhaftung verschweigt, den Weierburger Kasseneinbruch, die Einbrüche in Hollenbach und Riegers usw. Er verschweigt die Genossen gerade der letzten Wochen; Pittdorfer, Fischer und Zottel werden mit keinem Worte erwähnt. Grasel scheint überhaupt die Taktik zu befolgen, nur Taten zu erzählen, die er mit bereits verhafteten Genossen begangen hat, und Leute, die noch auf freiem Fuße sind, tunlichst zu schonen.

Nun tritt eine längere Pause im Verhör ein. Der Untersuchungsrichter erläßt auf Grund von Grasels Angaben eine Menge Ersuchsschreiben an die verschiedenen Landgerichte um Tatbestandserhebungen und um Einvernahme der Beschädigten, auch wendet er sich der Vernehmung anderer Inquisiten zu.

Dann folgten Verhöre vom 3. bis 24. Jänner 1816³⁶⁴⁾. Der Untersuchungsrichter hat zwar noch fast keine einzige Antwort von den Landgerichten erhalten, aber er hat aus den Akten der in Wien befindlichen Komplizen die Unvollständigkeit von Grasels Geständnis erkannt. Er hält ihm daher am 3. Jänner vor: Es sind noch mehr Diebstähle aufgekommen, Inquisit solle sie mit seiner bekannten Offenherzigkeit bekennen (Frage 33 des Verhörsprotokolls). Nun kommen bis zum 24. Jänner noch weitere 50 Taten ans Tageslicht, darunter die Taten von Unterthumeritz (Nr. 67) und Zettenreith (Nr. 68) und der Kasseneinbruch in Weierburg (Nr. 201). Der Untersuchungsrichter hält sich namentlich an die einzelnen Komplizen mit seinen Fragen. „Was noch mit Gall und Stangl?“ „Was noch mit Oblat?“ usw. Dazwischen fallen Personsbeschreibungen, Agnoszierungen vorgewiesener Kleider, Uhren usw., die Grasel mit erstaunlicher Sicherheit zu bestimmen weiß. Er erkennt jedes Stück, weiß, wo es gestohlen. „Der Rod gehört nach Weikersdorf, der Weiberkittel nach Gars, das Tüchel nach Groß-Siegharts“, und so geht es fort. Bei den mit Stangl begangenen Taten, namentlich den Raubtaten sucht er diesen zu belasten, dagegen verschweigt er die Teilnahme Trimmels am Raub in Zettenreith. Einige Taten bekennt er auf ausdrücklichen Vorhalt des Untersuchungsrichters. Am 16. Jänner findet sich am Ende des Protokolls folgende Anmerkung: „Nachdem das Verhör mit Inquisiten abgeschlossen war, und er in seinen Arrest zurückgeführt werden sollte, bath er die unterzeichnete Untersuchungskommission inständigst, daß ihm der Leibring, der ihm zur Nachtzeit samt Handbreken angelegt wird, weggenommen werden möchte, weil er seit der Zeit seines Verhaftes noch nicht ordentlich geschlafen hätte und er in Zukunft seiner Gesundheit wegen nicht länger in diesem Zustande bleiben könne³⁶⁵⁾.“

Am 17. werden ihm Rugler und die Berger gegenübergestellt³⁶⁶⁾. Es ergibt sich nun, daß diese beiden mit ihm wirklich nichts zu tun haben. Die Untersuchung

³⁶²⁾ B.-P. 45.

³⁶³⁾ B.-P. 49 f.

³⁶⁴⁾ Von nun an nehmen an Stelle der zwei bürgerlichen Beisitzer zwei Offiziere am Verhör als Zeugen teil.

³⁶⁵⁾ B.-P. 92.

³⁶⁶⁾ B.-P. 93.

gegen die beiden wird bald darauf eingestellt, Rugler als Deserteur dem Militärgericht übergeben. Auch die Mutter Dietl, die völlig unschuldig war, wurde sofort nach ihrer Einlieferung aus Wiener-Neustadt am 16. Februar wieder freigelassen³⁶⁷⁾.

Ende Jänner erkrankt der vor einigen Wochen dem Magistrat überstellte Fährding nicht unbedenklich an fieberhaften Brustbeschwerden. Der Untersuchungsrichter fürchtet, daß eine Aufklärung des Zwettler Raubes unmöglich werden könnte. Er unterbricht daher das summarische Verhör zur Feststellung neuer Taten und schreitet zur eingehenderen Untersuchung des Zwettler Falles. Volle vier Tage beschäftigt er sich mit dieser Tat. Zuerst läßt er sich von Grasel den ganzen Fall nochmals mit allen Einzelheiten erzählen, dann hält er Grasel die Aussage der anderen, namentlich Fährdings, vor. Nun stellt Grasel zum erstenmal die Behauptung vom Fall in den Keller auf. Am 7. Februar findet zur Aufklärung der Widersprüche eine Konfrontation zwischen Grasel und Fährding statt. Seit mehr als einem Jahr, seit der unglücklichen Visitation im Hause der Hamburger, hatten sich die beiden nicht gesehen. Nun traten sie sich fettenbeladen wieder gegenüber, jeder den andern des Mordes beschuldigend. Fährding weicht zurück, er kann seine frühere Behauptung, daß Grasel der Schindler im Keller einen Schlag mit einer Eisenstange gegeben habe, diesem ins Gesicht nicht aufrecht halten.

Grasel gebraucht diesen Vorhalten gegenüber die schwersten Beteuerungen. „So wahr Christus am heiligen Kreuze für uns gestorben ist, ich habe der Schindlerin keinen Schlag zum Kopf gegeben“, ruft er aus. Fährding kann auch seine Behauptung, Grasel hätte der Schindler gleich anfangs einen Stoß zum Herzen gegeben und es sei dies sein gewöhnlicher Vorteil gewesen, nicht aufrecht halten. Aber er bleibt dabei, er hätte Grasel mit einer Eisenstange aufreiben gesehen. Dabei fährt Grasel gegen Fährding heftig auf. „Er mäßigte sich jedoch gleich und betrug sich wie während der ganzen Konfrontation anständig und bescheiden. Jakob Fährding blieb kalt,“ bemerkt das Protokoll³⁶⁸⁾.

Vom 14. bis 22. Februar wird Grasel fast täglich vernommen.

Am Ende des Protokolls vom 22. Februar findet sich folgende Anmerkung: „Inquisit bath nach geendeter Kommission neuerdings um Begnehmung des Leibringes, indem er bereits Blut ausgebrochen habe, worüber er sich auf seine Nebenarrestanten berief, und fügte noch bey, daß er noch offenerziger seyn würde, wenn er von dieser Qual befreit wäre³⁶⁹⁾.“

Dieser Bitte ist stattgegeben worden. Im März sind „aus Sanitätsrücksichten“ vom Appellationsgericht Erleichterungen gewährt worden. Die Anlegung des Leibringes und die Ankettung unterbleibt, doch behält Grasel die Eisen an den Füßen³⁷⁰⁾.

Am 11. März beginnt eine neue Periode des Verhörs, die bis zum 27. dauert. Diese Periode bringt weitere 25 Taten zum Vorschein. Am 20. März erzählt Grasel die Tötung Wigmanns. Er leitet sein Bekenntnis mit folgenden Worten ein: „Weiters muß ich hier offenerzig eine Tat bekennen, wegen welcher ich schon oft geweint habe, wovon ich wegen meinen damaligen Rausch, da ich es nicht vorsätzlich gethan habe, wirklich zu entschuldigen sein werde³⁷¹⁾.“ Tags darauf erzählt er auch die Verwundung Soboloffsky und Schwarzingers. An diesem Tage erzählt er von einer Anzahl Raubtaten seines Vaters und fährt fort: „Ich werde außerdem alles getreu angeben, was ich von meinen Cameraden weiß und wissen ich noch schuldig bin, denn ich will aufrichtig zeigen, inwiefern ich schuldig, damit mein Prozeß nicht lange dauere, nur fällt mir nicht alles gleich bey, ich denke

³⁶⁷⁾ Verzeichnis der Mitverflochtenen.

³⁶⁸⁾ Diese Erörterung des Falles Schindler nimmt über 20 Bogen (106—126) im B.-H. ein.

³⁶⁹⁾ B.-P. 151.

³⁷⁰⁾ Polizeiakten 1816.

³⁷¹⁾ B.-P. 181.

aber schon durch 3 Tage nach, um mich auf soviel als möglich zu erinnern; denn ich sehe ein, daß es meine Pflicht ist, offene Wahrheit zu sagen und daß ich für meine Vergehen Strafe verdiene³⁷²⁾“.

Am 15. März hatte er erklärt, Therese Zach und Zottels Weib säßen unschuldig im Arrest, sie wüßten nichts von Diebstählen. Einige Tage nachher wurden die beiden freigelassen, ebenso die beiden Schwestern der Salerl, Josefa und Anna Eigner, und nicht lange nachher wurden auch die kleine Hamburger und Christian Mayer, denen Grasel ein völlig rehabilitierendes Zeugnis ausgestellt hatte, freigelassen³⁷³⁾.

Um diese Zeit erschien im Handel ein Porträt von Grasel mit dem Vermerk: „Nach der beim Verhör angefertigten Originalzeichnung, gestochen von Ferdinand Baron von Lütgendorff.“ Ueber die Herstellung der Zeichnung wurde eine strenge Untersuchung eingeleitet³⁷⁴⁾. Es stellte sich heraus, daß der Großhändler von Frank, der Porträts berühmter Persönlichkeiten sammelte, ein Delbild von Grasel haben wollte und zu diesem Zweck wiederholt mit dem Maler Zimpal auf dem Standgericht erschien. Er erreichte sein Ziel nicht, doch sahen sie einmal Grasel über den Gang vorbeiführen. Zimpal fertigte nach dieser flüchtigen Begegnung eine Skizze an, und eine von einer Dame angefertigte Kopie kam in die Hände des Prager Kupferstechers Lütgendorff. Die Prager Zensur hatte den Stich durchgelassen; von Wien aus wurde jedoch das Bild verboten, die Buchhändler verwahrt und die beschlagnahmten Bilder, gegen 400 Stück, vernichtet. Ein Abdruck ist in den Akten erhalten geblieben. Später wurde eine Neuaufgabe gestattet, jedoch unter Weglassung der Worte: „nach der beim Verhör gemachten Originalzeichnung“ und unter Ersetzung der „unzulässigen“ Unterschrift „Räuberhauptmann Grasel“ durch die Worte „Räuber Grasel“³⁷⁵⁾.

In den Monaten April und Mai finden nur wenige Verhöre mit Grasel statt. Nachdem er am 16. April vier weitere Taten eingestanden hatte, fing er in der folgenden Nacht gegen 1/2 11 Uhr zu schreien und zu erzudieren an, er sprang auf und wollte nicht länger dableiben, dabei fiel er zweimal zu Boden, weil er mit den Fußseisen am Boden angeschlossen war, er konnte nur mit Mühe von den Gefangenwärtern und vier Mann Wache, die er anfänglich von sich schleuderte, gebändigt werden. Der Arzt, der ihn am Morgen untersuchte, vermutete, daß ein Nervenfieber im Anzug sei. Tags darauf kamen drei Militärärzte, die Grasel fieberfrei fanden, daher wurde von einer Ueberführung ins Spital abgesehen. Man fand, daß er zuviel esse und keine Bewegung mache, er hätte sich den Magen

³⁷²⁾ B.-P. 187.

³⁷³⁾ B.-P. 30 und Polizeiakten 1816.

³⁷⁴⁾ Aktenstücke darüber finden sich im Krim.-Akt I. G. Grasel und in den Polizeiakten 1816.

³⁷⁵⁾ Dieses künstlerisch bedeutendste Porträt Grasels ist mir in vier Exemplaren bekannt (Polizeiakten, Sammlungen der Stadt Wien, Dr. Heymann, G. Edl.). Ob eine zweite Auflage mit den von der Polizei gewünschten Aenderungen erschienen ist, weiß ich nicht, ich kenne keinen Abdruck davon. Von Lütgendorffs Stich stammt ein Blatt, bezeichnet Georg Nicolaus Grasel, Raubmörder, Del auf Papier, in den städtischen Sammlungen. Außerdem gibt es noch zwei Porträts Grasels: 1. Das Porträt, bezeichnet Johann Georg Grasel, Stich nach Federzeichnung, zeigt einen ganz anderen Typus. 2. Gruppenbild: Jakob Fährding, Johann Georg Grasel, Ignaz Stangl (alle drei in Ketten), Lithographie. Auf diesem Bild sehen alle drei einander sehr ähnlich. Es ist wenig glaubwürdig, daß es die Züge der drei Verbrecher getreu wiedergibt. (Diese beiden Porträts stammen aus 1818.) In Breiers Roman findet sich ein Holzschnitt, Grasel in Halbfigur im Frack, mit der Unterschrift: „Nach einer Originalzeichnung in der k. k. Hofbibliothek zu Wien.“ Eine solche Zeichnung habe ich jedoch nicht finden können. Der Kopf dieses Holzschnittes ist zweifellos dem Lütgendorffschen Stich nachgebildet. Das für Frank gemalte Porträt ist in der heute noch erhaltenen Frankischen Porträtssammlung nicht zu finden. Schließlich wäre noch zu bemerken, daß sich ein Grasel vorstellendes Delbild im Schlosse in Gars befand, das ein bei der Hinrichtung Grasels anwesender Offizier, Freiherr v. Haan, gemalt haben soll. Dieses Bild befindet sich gegenwärtig im Höbarth-Museum in Horn.

überladen. Darum wurde für eine zweckmäßigere Kost gesorgt und ihm etwas größere Bewegungsfreiheit eingeräumt³⁷⁶⁾.

Grasels Geständnisse hatten sich immer noch als unzulänglich erwiesen, namentlich der Alampfererwastel hatte eine Anzahl von Diebstählen gestanden, die Grasel nicht erwähnt hatte³⁷⁷⁾. Der Untersuchungsrichter bringt nun, allerdings nur durch besondere Vorhalte, aus Grasel noch 25 Taten, darunter den Raub in Reichenbach heraus. Er hat nun bereits 188 Taten außer der Desertion eingestanden³⁷⁸⁾.

Am 4. Juni beginnt das eingehende sogenannte ordentliche Verhör, bestehend im Vorhalt der Aussagen der Mitschuldigen, der Beschädigten und anderer Zeugen und in der Erledigung von Ersuchschreiben der Landgerichte. Es dauert bis zum 1. Oktober. Kleine Pausen finden sich nur zwischen 27. Juli und 6. August und zwischen 22. August und 10. September. Mit Ausnahme dieser Pausen finden fast täglich Verhöre statt. Neue Taten kommen nur mehr wenige zum Vorschein. Auf Vorhalt von Aussagen Fährdings bekennt Grasel die vier Einbrüche in Frain im Mai 1814 (Nr. 144—147), dann erzählt er noch eine Anzahl geringfügiger Diebstähle.

Gelegentlich der Agnoszierung gestohlener Sachen, die man ihm massenhaft vorweist, fallen ihm einige Diebstähle ein, die er bisher vergessen hat. Auf diese Weise wird auch die überraschende Erzählung von seinem ersten Einbruch in Raabs hervorgerufen³⁷⁹⁾.

Widersprüche Stangls nimmt er mit einer gewissen Gereiztheit hin, auch sucht er Stangl schwerer zu belasten, als es der Wahrheit entspricht. Stangl hatte behauptet, Grasel hätte ihn um alle seine früheren Dienstplätze und die unbewohnten Zimmer befragt. Grasel leugnet es am 23. Juli mit den Worten: „Der Stangl will sich überall schön machen“³⁸⁰⁾.

Ende September werden noch verschiedene Personsbeschreibungen flüchtiger Teilnehmer und ein ganzes Lexikon der Schindersprache aufgenommen³⁸¹⁾. Schließlich wird am 30. September nochmals eingehend der Fall Schindler erörtert, namentlich der indes eingelangte Lokalaugenchein bietet Anlaß zu neuen Vorhalten. Grasel bleibt aber fest bei seiner Behauptung, er sei mit der Schindler in den Keller gefallen, und wenn ihre Todeswunden nicht von dem Fall herrührten, so müßte sie ihr jemand anderer beigebracht haben³⁸²⁾.

Damit war die Untersuchung gegen Grasel und die sieben anderen dem Militär angehörigen Verbrecher abgeschlossen. Die Akten waren ins Riesige angeschwollen. Das Urteil über diese acht Hauptschuldigen hatte sich das Militärgericht vorbehalten.

Ueber die anderen Verbrecher fällt der Magistrat das Urteil.

Um die nun folgenden Urteile zu verstehen, muß man wissen, daß das damals geltende Strafgesetz Mord (beabsichtigte Tötung)³⁸³⁾ und räuberischen Todschlag (Tötung bei Ausübung eines Raubes, wenn auch ohne Tötungsabsicht)³⁸⁴⁾ mit

³⁷⁶⁾ Polizeiakten 1816.

³⁷⁷⁾ B. = P. 203.

³⁷⁸⁾ B. = P. 218.

³⁷⁹⁾ B. = P. 251.

³⁸⁰⁾ B. = P. 377.

³⁸¹⁾ B. = P. 503—545.

³⁸²⁾ B. = P. 545—554.

³⁸³⁾ § 117 St. = G.: Wer gegen einen Menschen mit dem Entschlusse, ihn zu töten, auf solche Art handelt, daß dessen Tod daraus notwendig erfolgt, macht sich des Verbrechens des Mordes schuldig.

³⁸⁴⁾ § 124 St. = G.: Wenn bei der Unternehmung eines Raubes ein Mensch auf eine so gewaltthame Art behandelt wird, daß daraus dessen Tod notwendig erfolgt, soll der Todschlag an allen denjenigen, welche zur Tötung mitgewirkt haben, mit dem Tode bestraft werden.

mit der Todesstrafe bedrohte, auf vollbrachten Raub³⁸⁵⁾ (Wegnahme fremden Gutes mit Gewaltanwendung gegen die Person) lebenslänglichen Kerker (§ 173 St.-G.), auf Diebstahl, je nach Häufigkeit und Schwere, zeitlichen Kerker bis zu zehn Jahren setzte. (§§ 151 bis 160.) Nach einem kaiserlichen Patent vom 16. Oktober 1802 war ein Soldat, der, nachdem er den Fahneneid geschworen, einen Raub begangen hatte, des Todes schuldig.

Kerker gab es in drei Abstufungen: der einfache Kerker bestand in enger Verwahrung ohne Anlegung von Ketten, der Sträfling erhielt die übliche Straus- hauskost, kein anderes Getränk als Wasser und durfte mit niemandem eine Zusammenkunft ohne Gegenwart des Gefangenwärters haben (§ 12). Schwerer Kerker unterschied sich vom einfachen dadurch, daß der Sträfling mit Eisen an den Füßen gehalten wurde. Er erhielt täglich eine warme Speise, aber kein Fleisch, sein Lager wurde auf bloße Bretter eingeschränkt, und es wurde ihm keine Unterredung mit Leuten, die nicht unmittelbar auf seine Verwahrung Bezug hatten, gestattet (§ 13). Bei schwerstem Kerker endlich wurde der Sträfling in einem von aller Gemeinschaft abgesonderten Kerker verwahrt, er erhielt nur soviel Licht und Raum, als zur Erhaltung der Gesundheit nötig war, er mußte stets schwere Eisen an Händen und Füßen und einen eisernen Ring um den Leib tragen, an den er außer der Arbeitszeit mit einer Kette angeschlossen wurde, als Lager erhielt er bloße Bretter, er bekam nur jeden zweiten Tag eine warme Speise, doch kein Fleisch, die übrigen Tage wurde er bei Wasser und Brot gehalten, und es wurde ihm mit niemandem eine Zusammenkunft oder Unterredung gestattet (§ 14).

Von den 66 Inquisiten des Wiener Magistrats wurden, wie erwähnt, acht dem Militärgericht zur Aburteilung übergeben, drei waren gestorben. Es waren Franz Brunhauser (22. Juni 1816), Anton Ehgartner (16. Oktober 1816) und Franz Swoboda, der im folgenden Frühling (1817) starb.

Der Magistrat hatte somit über das Schicksal von 55 Personen zu entscheiden. Wir wissen, daß gegen neun Personen die Untersuchung wegen Schuldlosigkeit eingestellt wurde, fünf weitere wurden ab instantia entlassen. Es waren das Wasenmeisterpaar Hartel aus Popelin, das Grasel und seiner Gesellschaft zu Weihnachten 1813 Unterstand gegeben hatte, und die Löwenwirtsfamilie Lechner aus Stoderau, der die Grasel ein gestohlenes Pferd verhandelt hatten.

Alle diese fünf Leute blieben wohl verdächtig, allein ein Schuldbeweis war gegen sie nicht herzustellen.

Ueber die übrigen 41 Personen wurden kürzere und längere Freiheitsstrafen verhängt. Im allgemeinen wurden zuerst die mildereren, später erst die strengeren Urteile ausgesprochen. Das hatte seinen Hauptgrund darin, daß nach gesetzlicher Vorschrift Urteile, in denen mehr als fünf Jahre Kerker oder Schandbühne verhängt wurden, der vorherigen Bestätigung durch das Appellationsgericht bedurften. Das Urteil des Magistrats mußte vor der Publikation samt allen Akten dem Obergericht vorgelegt werden (§§ 433 bis 435), das die Akten studierte und das Urteil bestätigte oder abänderte (§§ 438 bis 441). Lautete das Urteil auf Tod oder lebenslange Kerkerstrafe, dann mußten die Akten sogar einer dritten Instanz, der Obersten Justizstelle, vorgelegt werden (§§ 442 bis 443).

Das erste Strafurteil wurde bereits am 29. März 1816 verkündet³⁸⁶⁾. Es ging wider den 66jährigen Josef Eigner, den Vater der Sallerl, und lautete auf einen Monat Kerker. Sein Sohn Michael, der Stallecker Wasenmeister, erhielt wegen Teilnahme an Diebstählen und Vorschubleistung zwei Jahre Kerker, während Hannerl Eigner, die Tochter des Bernschlager Schinders, der Grasel gestohlene Sachen geschenkt hatte, mit zwei Monaten davonkam.

³⁸⁵⁾ § 169 St.-G.: Eines Raubes macht sich schuldig, wer einer Person Gewalt antut, um sich ihres oder sonst eines fremden beweglichen Gutes zu bemächtigen.

³⁸⁶⁾ Die folgenden Urteile sind soweit als möglich den Originalakten entnommen; wo solche nicht vorhanden sind, kennen wir sie aus dem Verzeichnis der Mitverflochtenen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rosenberg.

Von M. Gutschreiter, Raabs an der Thaya.

Dort, wo der Kampfluß, dieser „biedere Niederösterreicher“, der das Aussehen eines Alpenflusses hat, von seinem Ursprunge an eine östliche Richtung nimmt und dann sich südwärts wendet, steht auf hochragendem Fels, der senkrecht zum Flusse abfällt, die schönste Burg des Waldviertels, die sagenumspinnene Rosenberg.

Der Aufbau dieser Burg ist nicht nur großartig, sondern ebenso halsbrecherisch anzusehen, weil ihre Mauern bis zu dem unterhalb fließenden Kampfluße vorgebaut sind. Beide Seiten der Burg sind vom grünen Wald umflügelt, der sich in malerisch schön geschwungenen Linien, von der Talsohle bis unter die Fenster der Burg hinschwingt.

Dieser herrliche, stolze Bau ist vom Glanze einer wunderbaren, von Romantik erfüllten Landschaft umgeben, deren Reize vielfach den Wanderer entzücken. Auch hat der Name der Burg für jeden, der das Kamptal besucht, eine besondere Anziehungskraft, und keiner, der in ihre Nähe kommt, kann es unterlassen, ihr einen Besuch abzustatten.

Am schönsten ist ihr Anblick, wenn an einem Sommertag die Sonne leuchtet, warme Strahlen über das Tal mit dem braunschimmernden Fluß, umsäumt vom schwarzgrünen Walde, ausschüttet und der Betrachter den Weg über die Eisenbahnbrücke benützt, um den steilen Fußweg zur Höhe zurückzulegen. Wie viele tausend und abertausend Menschen werden diesen Weg schon betreten haben, in frohen und bewegten Zeiten!

Nach halbstündiger Wanderung ist die Rosenberg erreicht. Das Auge des Besuchers ergötzt sich an dem prachtvollen Rundblick, den die Türme und Galerien bieten, und der weit über die Waldeinsamkeit des Kamptales hinausgeht. Ueber dem Haupte des Beschauers wölbt sich ein blaßblauer Himmel. Einzelne gelblichweiße Wölkchen segeln durch den Sonnenglast und ringsum herrscht tiefe Ruhe. Das durstige Auge schweift hinüber zu den düstumsponnenen Höhen, wo einst in längst vergangenen Zeiten edle Ritter hausten und im stimmungsvollen Einklang mit diesem gottbegnadeten Erdenfleckchen singen und flöten die Vögel im Walde und während hoch in der Luft die Lerche jubelnd die Zinnen und Türme des Schlosses umkreist, eilen in schauerlicher Tiefe in beschwingtem Gleichlauf die braunen Wellen des Kampflusses vorbei.

Da die Rosenberg — angeblich soll nach einer Ueberlieferung der Name von dem Grundrisse des Baues, der die Form einer Rose hat, herrühren — mit ihren Innenräumen die Neugierde des Wanderers reizt, wird dieser nur zu gerne die geräumigen Hallen durchwandeln und zu seinem Erstaunen sehen, welche auserlesene Schätze und kostbares Gut diese alten, dem Zahn der Zeit Trotz bietenden Mauern bergen. Alte Rüstungen, Schwerter und Hellebarden legen Zeugnis von heftigen Kämpfen ab. Uralte Schränke, reich eingelegt, gotische Truhen und barocke Möbel sind vorhanden, insgesamt eine Fülle musealen Besitzes, der in diese Räume eingegliedert und mit ihnen seit Urvätertagen verwachsen ist.

Wie die Chronik feststellt, war der Erbauer ein gewisser Rozzo, der in der ältesten Burgenzeit lebte und die Burg, nach dem damaligen Vorbilde, aus Holz aufzuführen ließ, nur den Wartturm oder Wehrturm, den sogenannten Bergfried, ließ er aus Stein erbauen. In späteren Jahren wurde der Holzbau abgerissen und die Burg in eine aus Stein gebaute umgewandelt. Der Name Rosenberg verblieb bis in die Gegenwart der gleiche, die Besitzer haben aber oft gewechselt.

Daß die Besitzer dieses Prachtbaues stets reiche und angesehene Männer des Landes waren, erkennt man auch an den weitläufigen Festsälen und dem ungeheuer großen Turnierplatz, der von doppelten Galerien umgeben ist.

Was mag sich einst an diesem Platz der Ritterspiele alles zugetragen haben? Frohe und traurige Stunden mögen in Freude und Leid verflossen sein. Nun sind die Wände mit frischem Grün umspinnen, es ist, als schlummere Dornröschen darin.

Innerhalb der Jahrhunderte hatten Sturm und Ungewitter so manchen Teil der Burg zerstört. Die Rosenberg, das Vermächtnis vergangener Herrlichkeit, wäre sicher gleich so mancher ihrer Schwestern in unserem burgenreichen, grünen Waldviertel, vollends zerfallen, wenn sich nicht zur rechten Zeit ein Retter gefunden hätte: Graf Hoyos-Sprinzenstein, der Besitzer von Horn und Rosenberg, hatte sie in der Mitte des vorigen Jahrhunderts stilgerecht restaurieren lassen.

(Fortsetzung der Bücher- und Zeitschriftenliste.)

Der Verduner Altar. Das kostbarste Bibelbildwerk der Welt. 65 Tafelbilder in Doppeltondruck. Ausstattung Rose Reinhold. Von B. D. Ludwig, Reinhold-Verlag, Wien.

Ein, man muß so sagen, klassisches Heimatbuch, das ein Kreis der hervorragendsten Kenner in fein abgestimmten Arbeiten geschaffen hat und mit dem Wissensreichtum, den es birgt, jeden, der an dieser Stadt Freude gefunden hat, und man kann nur Freude finden, tief befriedigen wird.

Eine unbedingt notwendige und jedem gebildeten Heimatfreund willkommenere Ergänzung bildet dazu die Kunstmonographie „Der Verduner Altar“, eine gütige, sachmännische Arbeit, die dieses viel zu wenig bekannte künstlerische Kleinod Österreichs auch dem Verständnis weiter Kreise nahebringt.

Dafür ist dem Verlage zu danken, daß er sich so ausschließlich die Geltung österreichischer Kunst und Vergangenheit angelegen sein läßt.

Wirtschaft und anderes.

Vom Naturalismus zur neuen Sachlichkeit. Ein Querschnitt durch die deutsche Literatur von 1880 bis zur Gegenwart. Herausgegeben vom Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik, Münster i. W. (Münster i. W., Münsterverlag, 152 Seiten 8°, 1932 kart. RM 3.—).

Dieses Büchlein enthält folgende Abhandlungen: Nach einem Vorwort des wissenschaftlichen Leiters des Institutes, Professor Dr. J. B. Steffes, entwirft Gottfried Hasenkamp eine Skizze der geistigen Richtungen und Strömungen innerhalb der deutschen Literatur etwa von 1880 bis zur Gegenwart. Daran schließen sich Darstellungen des Dramas von Josef Bergenthal, der Lyrik von Maria Beermann, des Romans von Johannes Kirschweng, die die typischen Formen dieser Literaturgattungen während der genannten Epoche zur Darstellung bringen. Ein kurzes Verzeichnis empfehlenswerter und weiterführender Bücher beschließt das Ganze. Das Büchlein, das anlässlich einer Literaturtagung am Deutschen Institut für wissenschaftliche Pädagogik entstanden ist, verfolgt die Absicht, die geistige Substanz und die Bildungswerte der gesamten Epoche im Zusammenhang mit der geistigen Zeitgeschichte für die Vertreter der Schule und sonstige Literaturfreunde herauszuarbeiten und im Sinne einer christlichen Lebensformung grundsätzlich zu bewerten. So dürfte es ein dankenswerter und zuverlässiger Führer sein für viele, denen die wirtschaftliche Lage und die Berufsbeanspruchung keine Möglichkeit läßt, sich in eigener Arbeit durch die Fülle der Erscheinungen einen Weg zu bahnen. Zielrichtung wie Anlage geben der Schrift ein Gepräge, das ihr innerhalb der zahlreichen Literaturdarstellungen ein besonderes Daseinsrecht verleiht.

„Wetter und Wetterdienst.“ Von Dr. Alfred Roschott. Band 10 der Bücherreihe „Die Welt“. Verlag H. Kiesel Salzburg. Preis S 2.—, bzw. RM 1.50.

Ein ausgezeichnetes Handbuch zur Einführung in die Elemente der Wetterbildung, der Witterungserscheinungen und in die Einrichtungen des täglichen Wetterdienstes.

Schollen des Lebens. Eine bündnerische Betrachtung über Welt und Sein. Von Orlwin Staehl. Adolf-Klein-Verlag, Leipzig S 3, Preis geheftet RM —.80.

Eine frische, natürliche und gesunde Betrachtungsweise, von der ich wünsche, daß sie allgemeiner werde. Damit verschwände viel Aberglauben gewisser Richtung aus dumpfen Stuben und viel Wahnsinn aus stumpfen Hirnen. J. B.

Kalender.

Deutscher Bauernkalender für Österreich 1934. Verlag Wien 5., Spengergasse 43.

Er ist der schönste und billigste Kalender des Jahres für Stadt und Land und der ideale Hauskalender für jeden Bauer! Er enthält alles, was der Landwirt wissen will, außerdem spannende und unterhaltende Erzählungen. Der Kalender ist 214 Seiten stark, reich bebildert und kostet, in Ganzleinen gebunden, nur S 2.50 (samt Postgeld).

Bibliographisches Institut A.-G., Leipzig.

Auf einige Veröffentlichungen dieses bekannten deutschen Verlages, die in jeder Hinsicht hervorragende Buchleistungen darstellen, sei unsere Leserschaft besonders aufmerksam gemacht.

Der Volks-Brehm. Neue Ausgabe von Brehms Tierleben in einem Band. Nach der neuesten, vierten Auflage des Hauptwerkes frei bearbeitet von Professor Dr. Georg Grunpe. Mit 19 farbigen und 40 schwarzen Tafeln, einer Kartenbeilage und 21 Abbildungen im Text. Großoktav. 872 Seiten. In Ganzleinen gebunden RM 7.80.

Einer der hervorragendsten deutschen Gelehrten hat mit diesem Buche eine Leistung vollbracht, die nicht nur wissenschaftlich einwandfrei ist und auch die letzten Forschungsergebnisse noch miteinbezieht, sondern vor allem durch eine klare, lebendige, erst anschaulich machende Sprache auf jener Höhe steht, die so oft gewünscht und so überaus selten erreicht wird.

Trotz der echten deutschen Gelehrtengründlichkeit, ist es ein wirkliches, naturnahes Tierleben, das da an uns vorüberzieht, ganz im Sinne des alten Brehm, dessen Geist einen derart glücklichen Anwalt gefunden hat.

Reyers Hand-Atlas. Neunte, neubearbeitete Auflage. Mit 217 Haupt- und Nebenkarten nebst geographisch-statistischem Teil und alphabetischem Namensverzeichnis mit 72.000 Namen. Großoktav, 17 x 25 Zentimeter. In Ganzleinen gebunden RM 18.—.

Diese vorzüglich ausgestattete Auflage, mit den übersichtlichen Kartenbildern, dem zuverlässigen Register ist unglaublicherweise billiger geworden, bei Vermehrung des Inhaltes. Und zwar wird das Kartenwerk jetzt einbegleitet durch eine 80 Seiten umfassende geographische Uebersicht: „Die Staaten der Erde“ von Dr. Edgar Lehmann, die in gedrängter und doch erschöpfender Darstellung die wirtschafts- wie politisch-geographischen Begebenheiten der Länder anregend zusammenfaßt und so dem Benutzer ein sachliches, genaues Bild der einzelnen Staaten bietet.

Jaques Delamain, Warum die Vögel singen... Eingeleitet von Jérôme und Jean Tharaud. Preisgekrönt von der Französischen Akademie. Aus dem Französischen überseht von Karl Wolfskehl. 232 Seiten. Oktav. In Ganzleinen RM 2.85.

Ein Franzose schrieb dieses wundervoll zärtliche Buch, das mehr als alle großen Reden der Staatsmänner zur „Verständigung“ zwischen den Völkern beitragen kann: So groß ist die Liebe, die davon ausgeht, so herzlich und warm der Ton, so rein und lauter die Gesinnung. Wer „Die Weisenrunde“ oder „Die Herbstwanderung“ gelesen hat, wird wohl beipflichten, wenn Delamain von mir als französischer Löns bezeichnet wird.

Kein Wunder, daß diese so entzückenden Schilderungen nicht nur unsere Reigung zu all den kleinen und großen Sängern und allen anderen geflügelten Gefellen mehrt, sondern auch unser Auge freier macht, um den Menschen jenseits unserer Grenzen gerechter zu werden, gerechter als sie es augenblicklich sind.

Der Volks-Duden. Neues deutsches Wörterbuch. Nach den für das Deutsche Reich, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln bearbeitet von Dr. Otto Bahler und Rektor Waldemar Mühlner. 286 Seiten. Oktav. In Ganzleinen RM 2.40.

Die Rechtschreibung ist leicht gemacht mit Hilfe des Volks-Duden, der außer einer kurzen Sprachgeschichte die hauptsächlichsten Schwierigkeiten in den Vorbemerkungen zusammenfaßt und mit seinem Wortschatz wohl einen der besten Plätze unter ähnlichen Werken beanspruchen darf.

Der wirklich billige Preis, neben der mustergültigen Ausstattung, die der Verlag bietet, lassen es uns als Pflicht erscheinen, diese Werke allen jenen Lesern zu empfehlen, die ihren Weihnachtstisch oder den anderer mit einem dieser Bücher geschmückt haben oder schmücken wollen. Besonders der Lehrerschaft, die die Wahl für die von ihnen geleiteten Bezirks-Lehrerbibliotheken zu treffen hat, doch auch allen sonstigen Bücherfreunden sei die Anschaffung dieser Bücher ans Herz gelegt.

Inhaltsangabe zum 6. Jahrgange.

	Seite
Folge 1:	
1. Maria-Laach am Jauerling. Von Rudolf Gneblow-Blume, Dürnstein	1
2. Eine prähistorische Fundstelle in Landerstorf bei Krems. Von Alois Brudner, Stein	9
3. Der Wallfahrtsort Maria-Schnee. Von Artur Lorenz, Reh	10
4. Das Versteck im Brühl-Hofe in Eggenburg. Von Angela Stifft-Gottlieb, Austodin am Arabulek-Museum in Eggenburg	11
5. Die Viehhirtenzunft in Thaba. Von Konrad Strohmer, Pleßberg	12
6. Von Alois Weinjahren früherer Zeiten. Von * * *, Langenlois	13
7. Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien	15
8. Seidenreichsteiner Romantik. Erinnerung von Dir. Josef Ulram, Mödling	28
Folge 2:	
9. Zlabings und das Waldbiertel während des Dreißigjährigen Krieges. Von Professor Dr. Theodor Deimel, Zlabings	29
10. Rastenberg am Kamp. Von Stephan Biedermann, Pfarrer in Rastensfeld	32
11. Litschau während des Dreißigjährigen Krieges (1618—1648). Von B. v. A., Litschau	35
12. Ein neuer Lagerplatz des Eiszeitmenschen im Plateaulehm von Japons. Von Lehrer Othmar Skala, Japons	37
13. Die ältesten Familiennamen im Waldbiertel. Von Hofrat Ing. Rudolf Koppensteiner, Wien	39
14. Die Bachmayer. Von Reg.-Rat Ignaz Bachmayer, Professor i. R., Mödling	42
15. Was erzählt uns die Chronik von den Kuenringern? Von Lehrer Franz Lehner, Epitz a. d. D.	45
16. Die Entwicklung des Telegraphen- und Telephonwesens im Waldbiertel. Von Bezirksrat Edmund Danief, Wien	49
17. Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien	52
Folge 3:	
18. Ruine Liebenberg. Von Lehrer Ignaz Jörg, Waidhofen an der Thaba	57
19. Die Entstehung des Dorfes Neu-Kiegers. Von Oberlehrer Rudolf Gruschka, Alt-Hart	60
20. Flurnamen um Rehberg bei Krems. Von Walther Höbarth, Rehberg	62
21. Der neue Steinzeitmensch von Eggenburg. Von Angela Stifft-Gottlieb, Austodin am Arabulek-Museum in Eggenburg	64
22. Das vermutliche System von Signalstationen von der Kampgegend bis zum Donautale. Von Konrad Strohmer, Pleßberg bei Raufen	65
23. Ein unbekannter Nachfolger von Meister Arabulek. Von RSG	67
24. Waldbiortler Osterbräuche. Von Oberlehrer Hermann Brinz, Steinbach bei Gmünd	68
25. Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien	71
26. Blüten in der Wachau. Verfaßt und bebildert von Gottfried Hofmann, Wien	80
Folge 4:	
27. Marie Grengg, die Dichterin unserer Heimat. Von Gerhard Proißl, Wien	85
28. Waldbiertel und Zlabings' Landl. Von Prof. Dr. Hans Reutter, Brunn	89
29. Die Ruine Schauenstein am Kamp. Von Stephan Biedermann, Pfarrer in Rastensfeld	91
30. Die Waldbiortler Heimatsprache. Von Professor i. R., Ignaz Böhl, Wien	93
31. Die Steinindustrie in Schrems. Von Alfred Losert, Schrems	97
32. Falsche Grafelhöhlen. Von Franz Kiehl, Krems	100
33. Der Berthof. Sage, nacherzählt von Sepp Koppensteiner, Groß-Bertholz	101
34. Reumuhrendläuten in Böggstall. Von Pfarrer Karl Kramler, Judenau	102
35. Ein Hochstiz des Waldbiertels — Traunstein. Von Dr. Franz Glaffner, Ahenbrugg	103
36. Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien	105
Folge 5:	
37. Lonsdichter Ernst Schmid, ein geborener Geraser Waldbiortler. Von Eduard Sellinger, n.-ö. L.B.D.L. i. R., Krems an der Donau	113
38. Langenlois zu Beginn des Dreißigjährigen Krieges. Von Rudolf Schierer, Kooperator, Dobersberg	115
39. St. Michael in der Wachau. Von Lehrer Karl Brunner, St. Michael in der Wachau	119
40. Litschau in Kriegszeiten. Von B. v. A., Litschau	121
41. Filialkirche St. Andreas in Weissenbach. Von Oberlehrer i. R. Josef Czerny, Eggenburg	122
42. Alte Bauernfamilien um Weitersfeld. Von Hans Englbrechtsmüller, Langenlebern	122
43. Der große Brand in Waidhofen an der Thaba am 7. August 1873. Von Philipp Waldbach, Wien	123
44. Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien	127
Doppelfolge 6/7:	
45. Kulturheimat. Von Ferdinand Proißl, Wien	141
46. Albrechtsberg an der Krems. Von Pfarrer Stephan Biedermann, Rastensfeld	143
47. Verschollene Siedlungen. Von Johann Höniaschmied, Oberlehrer i. R., Waidhofen an der Thaba	144
48. Die Hügelgräber von Reichenbach bei Litschau. Von Pfarrer Rupert Hauer, Dietmanns	148
49. Kleine Notizen über eingegangene Erwerbszweige des Marktes Groß-Bertholz. Von Sepp Koppensteiner, Groß-Bertholz	149
50. Ludwig Brunner: Eggenburg, die Geschichte einer niederösterreichischen Stadt. Von Angela Stifft-Gottlieb, Austodin am Arabulek-Museum in Eggenburg	154
51. Waldbiortler Salzlieferanten für Zlabings. Von Prof. Dr. Hans Reutter, Brunn	157
52. Die Seuch der Pestilenz. Von Prof. i. R. Ignaz Böhl, Wien	158
53. Die Dreifaltigkeitssäule in Waidhofen an der Thaba. Von Oberlehrer i. R. Josef Kotter, Waidhofen an der Thaba	159
54. Haralds „Geist“. Von Hauptschullehrer Franz Raubal, Böchlarn	160
55. Die bildhafte Sprache des Volkes. Von Oberlehrer Rudolf Gruschka, Alt-Hart	161
56. Die Sage vom goldenen Tisch. Von Dr. Joseph Krinninger, Großau	168
57. Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien	169
Folge 8:	
58. „Das Waldbiertel“ 1933. Vom Verlag	177
59. Sitten und Gebräuche innerhalb eines Jahres im oberen Waldbiertel. Von Josef Babel, Gr.-Bertholz	178
60. Was kann man aus alten Matrisenbüchern alles herausfinden? Von Rektor Anton Gutmandsberger, Wien-Steinhof	182
61. Eduard Such und Johann Arabulek. Von Angela Stifft-Gottlieb, Austodin am Arabulek-Museum in Eggenburg	184
62. Geschichtliches über Straß im Strazertale. Von Kaufmann Josef Bitter, Straß im Strazertale	186
63. Das Spital in Thaba. Von Konrad Strohmer, Pleßberg bei Raufen	188
64. Johann Georg Grafel und seine Kameraden. Von Univ.-Prof. Dr. Robert Bartsch, Wien	189
65. Die Rosenburg. Von M. Gutschreiter, Raabs an der Thaba	196